This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

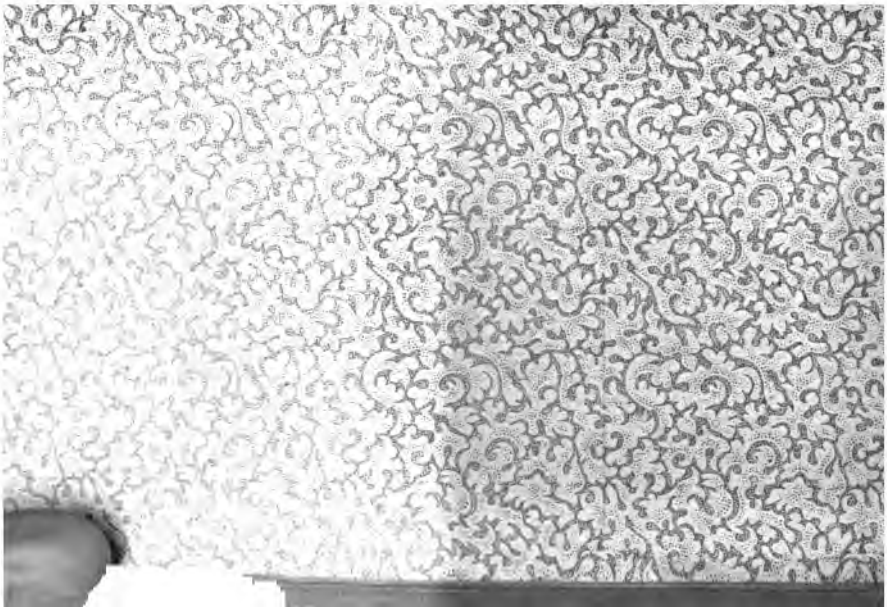
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



V. 37

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Siebenunddreyßigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

Ihro der Herzogin

A n n a A m a l i a

von

Sachsen-Weimar und Eisenach.

Hochfürstlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigſte Fürſtin,
Gnädigſte Frau,

Jenes mannichfaltige Gute, das Kunſt und Wiſſenſchaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigſte Erlaubniß vermehrt, nachſtehende Winckelmanniſche Briefe dem Druck übergeben zu dürfen. Sie ſind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte ſich unter Höchſtihro Diener zu rechnen, und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann ſich in der ängſtlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme leſen kann.

Wären dieſe Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, ſo hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem ſolchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schickſal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer ſollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des Geſchehenen ſo viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben ſeit jener Zeit ſo viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indeß unſer fördernder und mittheilender Fürſt Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünſtigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beſchränkten Kreiſe nach innen und außen gewirkten Gu-

ten gedenken, wovon das Augenfällige schon die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es angesehen, und um so mehr verdient die höhere Kultur dieses Landes einen Annalisten, je mehr sich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren schon verloschen sind.

Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußtseyn anfänglicher Stiftung und fortgesetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und gesunden Alter, gelangen und noch spät einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unsern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in sich verknüpft, befestigt, gesteigert und der Nachwelt überliefert werden soll.

Da ich mir denn zugleich schmeicheln darf, jener unschätzbaren Gnade, wodurch Höchstdieselben mein Leben zu schmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

Vorrede.

in Weimar verbündeten und mehrere Jahre
en lebenden Kunstfreunde dürfen ihres Ver-
s zu dem größeren Publicum wohl erwähnen,
ie, worauf doch zuletzt alles ankommt, sich im-
gleichem Sinn und nach gleichen wohlerprob-
undsätzen geäußert. Nicht daß sie auf gewisse
ungsarten beschränkt hartnäckig einerlei Stand-
ehauptet hätten, gestehen sie vielmehr gern
annichfaltige Mittheilung gelernt zu haben;
denn auch gegenwärtig mit Vergnügen gewahr
, daß ihre Bildung sich an die in Deutschland
allgemeiner werdende höhere Bildung mehr
hr anschließt.

erinnern mit einem heitern Bewußtseyn an
pyläen, an die nunmehr schon sechs Ausstel-
ommentirenden Programme, an manche Aeuße-
in der Jenaischen Literaturzeitung, an die
itung der Celliniſchen Lebensbeschreibung.
nn diese Schriften nicht zusammengedruckt und
n sind, wenn sie nicht Theile eines einzigen
ausmachen, so sind sie doch aus eben dem-

selben Geiste hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langsam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, so daß wir eines mannichfaltig erfahrnen Undanks, eines lauten und schweigenden Gegenwirkens wohl kaum gedenken sollten.

Unmittelbar schließt sich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an und wir erwähnen von seinem Inhalt hier nur das nothwendigste.

Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künstler, wie für den Menschen, ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände zu schnellerer Bildung höchst vortheilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbstständige Kraft viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Partey, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrthum einsehen lernt, so wechselt er eben so heftig, ergreift eine andre vielleicht eben so fehlerhafte Richtung und hält sich an einen eben so mangelhaften Grundsatz. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stetige Bildung nach einem geprüften Leitfaden [illegible]re führen können.

Wenn der Kenner seine Einsicht bloß der Geschichte verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergibt, aus welchen die Kunst entspringt; so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenschaftlich zu erjagende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunct, in seiner Beschränkung gleichnißweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deßhalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unserer Vorfahren einsehen lernen, so hat die Zeit schon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vortheil für seine Generation, überlassen bleibt.

Doch wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber sich bestreben die Klarheit der Ansichten in seinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten. Dieß machte sich der Verfasser jenes Entwurfs zur Pflicht, dessen Schwierigkeit die Kenner einsehen, dessen Mängel sie bemerken, dessen Unvollständigkeit sie nachhelfen und dadurch die Möglichkeit vorbereiten mögen, daß aus diesem Entwurf künftig ein Werk entstehen könne.

Winckelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte

Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch. Denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, lös't ſich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daſeyns, eines Zuſtandes ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmanniſchen Briefe haben manchmal dieſen wünſchenswerthen Charakter.

Wenn dieſer treffliche Mann, der ſich in der Einſamkeit gebildet hatte, in Geſellſchaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernſt und bedächtig war; ſo fühlte er vor dem Briefblatt ſeine ganze natürliche Freiheit und ſtellte ſich öfter ohne Bedenken dar, wie er ſich fühlte. Man ſieht ihn beſorgt, beängſtet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltnem Charakter, der auf ſich ſelbſt vertraut, der, obgleich die äußern Umſtände ſeiner Einbildungskraft ſo mancherlei Wählbares vorlegen, doch meiſtens den beſten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben koſtete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Documente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Beharrlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten literarischen, politischen, Societäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimüthigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Aeußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochschätzung anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerey, wodurch sich die Briefe an die Schweizer charakterisiren, machen diese Sammlung

äußerst interessant und liebenswerth, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winckelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Daßdorfischen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte unsrer Briefsammlung. Sie sind zum Theil aus Nöthenitz, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Cameraden gerichtet. Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden, unüberwindlichen Wünschen, in dem peinlichsten Zustande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung gesuchten Glück.

Die andre Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben, losgebundenen Charakter, doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele beseelt sie. Ueberdieß geben sie, verglichen mit andern schon bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr

für Menschenkenntniß als für Literatur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlassen wir empfänglichen Gemüthern und einsichtigen Geistern, und fügen einiges über den Mann an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehausen in der Altmark im Jahre 1720, studirte zu Halle die Rechte und war, nach seiner akademischen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem königlich Preußischen Regiment Hüsaren, die der Farbe nach gewöhnlich die schwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Ruesch genannt wurden. Er setzte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winckelmannen, mit dem er sich freundschaftlich verband und später, durch dessen Empfehlung, bei dem jüngsten Grafen Bünau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in Französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals Weimarischer Minister, unsern Berendis in gedachte fürstliche Dienste, wo er zuerst als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Chatullier bei der Herzogin Frau Mutter stand. Er starb 1783 am 26 October zu Weimar.

Schilderung Winckelmanns.

Wenn man dem würdigſten Staatsbürger wöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag übrigens noch ſo ſehr um Land und Stadt, im G ßen oder Kleinen, verdient gemacht haben; ſo fin ſich dagegen gewiſſe Perſonen, die durch Stiftun ſich dergeſtalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeſte feyert werden, an denen der immerwährende Ge ihrer Milde geprieſen wird.

In dieſem Sinne haben wir alle Urſache, das denken ſolcher Männer, deren Geiſt uns unerſchöpfl Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wiede feyern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer da bringen.

Von dieſer Seite betrachte man das Wenige, gleichdenkende Freunde, als Zeugniß ihrer Geſinn gen, nicht als Darſtellung ſeiner Verdienſte, an d Feſte darbringen, welches bei Gelegenheit der gef denen und hier aufgeſtellten Briefe von allen ſchö Seelen und allen Geiſtern höherer Bildung gewiß feyert wird.

Vorwort.

Die nachstehenden Aufsätze von drey Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im allgemeinen sowohl als über die Verdienste Winckelmanns glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen, und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannichfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei Hindernisse im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, geschweige demselben die gewünschte Form zu geben, so erscheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Weil jedoch in gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht mehr als das Ganze geschätzt werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreyer individueller Ansichten desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigener Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihülfe der älteren und neueren Hülfsmittel bequem gelingen möchte; so glauben wir Dank zu verdienen,

wenn wir, anſtatt auf ſpätere Gelegenheit zu h
und eine künftige Ausführung zu verſprechen,
Winckelmanns eigner friſchen Weiſe, eben das
gerade bereit iſt, wenn es auch nicht fertig w
freundlich hingeben, damit es nach ſeiner Art in
großen Umkreis des Lebens und der Bildung z
mitwirke.

I.

Einleitung.

s Andenken merkwürdiger Menschen, so wie
jenwart bedeutender Kunstwerke, regt von Zeit
den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen
Vermächtnisse für jede Generation, in Thaten
chruhm jene, diese wirklich erhalten als unaus-
che Wesen. Jeder Einsichtige weiß recht gut,
r das Anschauen ihres besondern Ganzen einen
Werth hätte, und doch versucht man immer
ieue durch Reflexion und Wort ihnen etwas
vinnen.

zu werden wir besonders aufgereizt, wenn et-
eues entdeckt und bekannt wird, das auf solche
lände Bezug hat; und so wird man unsre er-
Betrachtung über W., seinen Charakter und
eleistetes in dem Augenblicke schicklich finden,
eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine
eise und Zustände ein lebhafteres Licht ver-

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menſchen
liche Mitgift nicht verſagt, ich meine jenen l
Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit
ergreifen, ſie kennen zu lernen, ſich mit ihr
hältniß zu ſetzen, mit ihr verbunden ein
zu bilden; ſo haben vorzügliche Geiſter öfters
genheit, eine Art von Scheu vor dem wirkli
ben zu empfinden, ſich in ſich ſelbſt zurückzuzi
ſich ſelbſt eine eigene Welt zu erſchaffen, und
Weiſe das Vortrefflichſte nach innen bezü
leiſten.

Findet ſich hingegen in beſonders begabte
ſchen jenes gemeinſame Bedürfniß, eifrig, z
was die Natur in ſie gelegt hat, auch in der
Welt die antwortenden Gegenbilder zu ſuchen
durch das Innere völlig zum Ganzen und
zu ſteigern; ſo kann man verſichert ſeyn, daß
ein für Welt und Nachwelt höchſt erfreuliches
ſich ausbilden werde.

Unſer Winckelmann war von dieſer Art.
hatte die Natur gelegt, was den Mann ma
ziert. Dagegen verwendete er ſein ganzes Le
ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges in
ſchen und in der Kunſt, die ſich vorzüglich
Menſchen beſchäftigt, aufzuſuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Un
in der Jugend, zerriſſene, zerſtreute Stud

ünglingsalter, der Druck eines Schulamtes, und as in einer ſolchen Laufbahn ängſtliches und beſchwer- iches erfahren wird, hatte er mit vielen andern ge- uldet. Er war dreyßig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunſt des Schickſals genoſſen zu haben; aber in ihm ſelbſt lagen die Keime eines wünſchens- werthen und möglichen Glücks.

Wir finden ſchon in dieſen ſeinen traurigen Zei- ten die Spur jener Forderung, ſich von den Zuſtän- den der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entſchieden genug ausge- ſprochen. Einige nicht genugſam überlegte Verſuche fremde Länder zu ſehen, mißglückten ihm. Er träumte ſich eine Reiſe nach Aegypten; er begab ſich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergeſehene Hinderniſſe wieſen ihn zurück. Beſſer geleitet von ſeinem Ge- ius, ergriff er endlich die Idee, ſich nach Rom urchzudrängen. Er fühlte, wie ſehr ihm ein ſolcher ufenthalt gemäß ſey. Dieß war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entſchiedener Plan, dem r mit Klugheit und Feſtigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Menſch vermag gar manches durch zweckmä- igen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Au- erordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; ber das Einzige, ganz Unerwartete leiſtet er nur, enn ſich die ſämmtlichen Eigenſchaften gleichmäßig

in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern von Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseyns erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung in's Unendliche, und zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punct wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten ohne weitern Umweg, sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Perso-

:t wirkten; daß es einem nten
ller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſo Ge-
:t zu verewigen.

s, was geſchah, hatte für ſie den einzigen
, ſo wie für uns nur dasjenige, was gedacht
npfunden worden, einigen Werth zu gewinnen

ch einerlei Weiſe lebte der Dichter in ſeiner
bungskraft, der Geſchichtſchreiber in der politi-
der Forſcher in der natürlichen Welt. Alle
ſich am Nächſten, Wahren, Wirklichen feſt,
bſt ihre Phantaſiebilder haben Knochen und
Der Menſch und das Menſchliche wurden am
ſten geachtet, und alle ſeine innern, ſeine äu-
erhältniſſe zur Welt mit ſo großem Sinne dar-
als angeſchaut. Nach fand ſich das Gefühl

ſunde Sinn ſich gegen innern und äußern Unfal
ſchwind und leicht wieder herzuſtellen. Eine ſ
antike Natur war, in ſo fern man es nur von ei
unſrer Zeitgenoſſen behaupten kann, in Winckeln
wieder erſchienen, die gleich anfangs ihr ungehe
Probeſtück ablegte, daß ſie durch dreyßig Jahre
drigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebän
nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgeſtumpft
den konnte. Sobald er nur zu einer ihm gem
Freiheit gelangte, erſcheint er ganz und abgeſc
ſen, völlig im antiken Sinne. Angewieſen auf
tigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und
Beſitz und Verluſt, Erhebung und Erniedrigung,
in ſolchem ſeltſamen Wechſel immer mit dem ſch
Boden zufrieden, auf dem uns ein ſo veränderl
Schickſal heimſucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthü
chen Geiſt, ſo blieb ihm derſelbe auch in ſeinen
dien getreu. Doch wenn bei Behandlung der
ſenſchaften im Großen und Breiten die Alten
ſchon in einer gewiſſen peinlichen Lage befanden,
dem zu Erfaſſung der mannichfaltigen, außerme
lichen Gegenſtände eine Zertheilung der Kräfte
Fähigkeiten, eine Zerſtückelung der Einheit faſt u
läßlich iſt; ſo hat ein Neuerer im ähnlichen Falle
noch gewagteres Spiel, indem er bei der einze
Ausarbeitung des mannichfaltigen Wißbaren ſich
zerſtreuen, in unzuſammenhängenden Kenntniſſen
zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne, wie es

Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach W. auch in dem Wißbaren und Wissenswerthen herumschweifte, theils durch Lust und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet; so kam er doch früher oder später immer zum Alterthum, besonders zum Griechischen, zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte, und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnisches.

Jene Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seyen. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses, wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Ws. Handlun-

gen und Schriften hervor, und ſpricht ſich beſonders in ſeinen frühern Briefen aus, wo er ſich noch im Conflict mit neuern Religionsgeſinnungen abarbeitet. Dieſe ſeine Denkweiſe, dieſe Entfernung von aller chriſtlichen Sinnesart, ja ſeinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man ſeine ſogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteyen, in welche ſich die chriſtliche Religion theilte, waren ihm völlig gleichgültig, indem er, ſeiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche ſich ihr ſubordiniren.

Freundſchaft.

Waren jedoch die Alten, ſo wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menſchen, ſo mußten ſie, indem ſie ſich ſelbſt und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menſchlicher Weſen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, ſie durften jenes Entzücken nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorſpringt.

Auch hier zeigt ſich ein merkwürdiger Unterſchied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns ſo zart und geiſtig geworden, erhob ſich kaum über die Gränze des gemeinſten Bedürfniſſes. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern ſcheint einigermaßen zarter geweſen zu ſeyn. Statt aber Empfindungen aber galt ihnen die Freundſchaft unter Perſonen männlichen Geſchlechts, obgleich auch Ehe

is und Thyia noch im Hades als Freundinnen unertrennlich ſind.

Die leidenſchaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, ie Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgeſprochene Beſtimmung ür das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in en Tod ſetzen uns bei Verbindung zweyer Jünglinge in Erſtaunen, ja man fühlt ſich beſchämt, wenn uns Dichter, Geſchichtſchreiber, Philoſophen, Redner, mit fabeln, Ereigniſſen, Gefühlen, Geſinnungen ſolchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundſchaft dieſer Art fühlte W. ſich georen, derſelben nicht allein ſich fähig, ſondern auch im öchſten Grade bedürftig; er empfand ſein eigenes Selbſt nur unter der Form der Freundſchaft, er erannte ſich nur unter dem Bilde des durch einen dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe ſchon legte er dieſer Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenſtand unter, er widmete ſich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denſelben fand er ſelbſt in ſeiner Armuth Mittel reich zu ſeyn, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, ſein Daſeyn, ſein Leben zu verpfänden. Hier iſt es, wo ſich W. ſelbſt mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er

form zu ſeinem Freund um, und wenn ihm manches von dieſen Gebilden leicht und bald vor ſchwindet; ſo erwirbt ihm doch dieſe ſchöne Geſin das Herz manches Trefflichen, und er hat das G mit den Beſten ſeines Zeitalters und Kreiſes in ſchönſten Verhältniſſe zu ſtehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundſchaftsbedürfni eigentlich ſeinen Gegenſtand erſchafft und ausb ſo würde dem alterthümlich geſinnten dadurch ni einſeitiges, ein ſittliches Wohl zuwachſen, die A Welt würde ihm wenig leiſten, wenn nicht ein wandtes, gleiches Bedürfniß und ein befriedig Gegenſtand deſſelben glücklich hervorträte, wir nen die Forderung des ſinnlich Schönen und das lich Schöne ſelbſt: denn das letzte Product der ſi mer ſteigernden Natur iſt der ſchöne Menſch. kann ſie ihn nur ſelten hervorbringen, weil ihren gar viele Bedingungen widerſtreben, und ſelbſt Allmacht iſt es unmöglich, lange im Vollkommn verweilen und dem hervorgebrachten Schönen Dauer zu geben. Denn genau genommen kann ſagen, es ſey nur ein Augenblick, in welchem der Menſch ſchön ſey.

Dagegen tritt nun die Kunſt ein, denn indem Menſch auf den Gipfel der Natur geſtellt iſt, ſo x ſich wieder als eine ganze Natur an, die i

abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft, und sich endlich bis zur Production des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf, und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis auf, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde, und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Ueberzeugung aussprachen: es sey ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr; aber sie kam ihm aus den Werken der

bildenden Kunſt perſönlich entgegen, aus denen w
erſt kennen lernen, um ſie an den Gebilden der l
digen Natur gewahr zu werden und zu ſchätzen.

Finden nun beide Bedürfniſſe der Freundſchaft
der Schönheit zugleich an einem Gegenſtande
rung, ſo ſcheint das Glück und die Dankbarkeit
Menſchen über alle Gränzen hinauszuſteigen, und
was er beſitzt, mag er ſo gern als ſchwache Zeu
ſeiner Anhänglichkeit und ſeiner Verehrung hing

So finden wir W. oft in Verhältniß mit ſch
Jünglingen, und niemals erſcheint er belebter un
benswürdiger, als in ſolchen, oft nur flüchtigen
genblicken.

Katholicismus.

Mit ſolchen Geſinnungen, mit ſolchen Bedü
ſen und Wünſchen fröhnte W. lange Zeit frei
Zwecken. Nirgend um ſich her ſah er die mindeſte
nung zu Hülfe und Beiſtand.

Der Graf Bünau, der als Particulier nur ei
deutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um
einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Mit
Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus
Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrſcheinlich
thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte
nen Sinn für das große Verdienſt, der Welt e
tigen Mann zugefördert zu haben. Der Dres
ſt, woher allenfalls eine hinlängliche Unterſtü

b fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staats-
zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreiſe
ivatmanns irgend zu leiſten ſind, vorzüglich alſo
ichen. Die Religion des Fürſten bleibt, in ge-
Sinne, immer die herrſchende, und die Römiſche
r zeigt, gleich einem immer bewegten Stru-
ruhig vorbeiziehende Welle an ſich und in ih-
eis.

bei mußte W. fühlen, daß man, um in Rom ein
zu ſeyn, um ſich innig mit dem dortigen Da-
verbinden, eines zutraulichen Umgangs zu ge-
nothwendig zu jener Gemeine ſich bekennen,
Glauben zugehen, ſich nach ihren Gebräuchen be-
müſſe. Und ſo zeigte der Erfolg, daß er, ohne
früheren Entſchluß, ſeinen Zweck nicht vollſtän-
icht hätte, und dieſer Entſchluß ward ihm da-

.a zu Erhaltung und Förderung unſerer Exiſten
ausweichlich ſcheint, ſo daß wir mit uns völli
Einigkeit gelangen. Ein ſolcher Entſchluß aber
mit der allgemeinen Denkweiſe, mit der Ueberzeu
vieler Menſchen im Widerſpruch ſtehen; dann be
ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewi
aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungedul
Verdruß, daß wir nach außen hie und da B
finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu
glauben.

Und ſo erſcheint auch W. bei ſeinem vorgeh
Schritt, beſorgt, ängſtlich, kummervoll und in le
ſchaftlicher Bewegung, wenn er ſich die Wirkun
ſes Unternehmens, beſonders auf ſeinen erſten Gö
den Grafen, bedenkt. Wie ſchön, tief und rechtlich
ſeine vertraulichen Aeußerungen über dieſen Punc

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Rel
verändert, mit einer Art von Makel beſpritzt, vo
es unmöglich ſcheint ihn zu reinigen. Wir ſehen
aus, daß die Menſchen den beharrenden Willen
alles zu ſchätzen wiſſen und um ſo mehr ſchätzen,
ſie ſämmtlich in Parteyen getheilt ihre eigene
cherheit und Dauer beſtändig im Auge haben.
iſt weder von Gefühl, noch von Ueberzeugung die
de. Ausdauern ſoll man, da wo uns mehr das
ſchick als die Wahl hingeſtellt. Bei einem Volk
ner Stadt, einem Fürſten, einem Freunde, e
Weihe feſthalten, darauf alles beziehen, deßhalb
wirken, alles entbehren und dulden, das wird geſch

wiſſe Zuſtände des Menſchen, die wir keines-
ligen, gewiſſe ſittliche Flecken an dritten Per-
ben für unſre Phantaſie einen beſondern
ill man uns ein Gleichniß erlauben, ſo möch-
agen, es iſt damit, wie mit dem Wildpret,
feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung
niß weit beſſer als friſch gebraten ſchmeckt.
hiedene Frau, ein Renegat machen auf
i beſonders reizenden Eindruck. Perſonen,
unſt vielleicht nur merkwürdig und liebens-
orkämen, erſcheinen uns nun als wunder-
es iſt nicht zu läugnen, daß die Religions-
ing Winckelmanns das Romantiſche ſeines
nd Weſens vor unſerer Einbildungskraft
rhöht.

für M. ſelbſt hatte die katholiſche Religion

Gewahrwerden Griechiſcher, Kun

Von allem literariſchen, ja ſelbſt von dem höc
was ſich mit Wort und Sprache beſchäftigt, von P
und Rhetorik, zu den bildenden Künſten überzug
iſt ſchwer, ja faſt unmöglich: denn es liegt eine
heure Kluft dazwiſchen, über welche uns nur ei
ſonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um z
urtheilen, in wie fern dieſes Winckelmannen gelu
liegen der Documente nunmehr genugſam vor u

Durch die Freude des Genuſſes ward er zue
den Kunſtſchätzen hingezogen; allein zu Benutzun
Beurtheilung derſelben bedurfte er noch der Kü
als Mittelsperſonen, deren mehr oder weniger gi
Meinungen er aufzufaſſen, zu redigiren und aufz
len wußte, woraus denn ſeine noch in Dresden
ausgegebene Schrift: Ueber die Nachahm
der Griechiſchen Werke in der Mahl
und Bildhauerkunſt, nebſt zwey Anhängen,
ſtanden iſt.

So ſehr W. ſchon hier auf dem rechten Wej
ſcheint, ſo köſtliche Grundſtellen dieſe Schriften
enthalten, ſo richtig das letzte Ziel der Kunſt
ſchon aufgeſteckt iſt; ſo ſind ſie doch, ſowohl dem
als der Form nach, dergeſtalt barock und wunde
daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen
abzugewinnen ſuchen möchte, wenn man nicht vo
Perſönlichkeit der damals in Sachſen verſamm
Kenner und Kunſtrichter, von ihren Fähigkeiten,
nungen, Neigungen und Grillen näher unterr

; weßhalb dieſe Schriften für die Nachkommenden
verſchloſſenes Buch bleiben werden, wenn ſich nicht
terrichtete Liebhaber der Kunſt, die jenen Zeiten
her gelebt haben, bald entſchließen ſollten, eine
hilderung der damaligen Zuſtände inſofern es noch
glich iſt, zu geben oder zu veranlaſſen.

Lippert, Hagedorn, Oeſer, Diterich, Heinecke, Oe-
rreich liebten, trieben, beförderten die Kunſt jeder
ſeine Weiſe. Ihre Zwecke waren beſchränkt, ihre
arimen einſeitig, ja öfters wunderlich. Geſchichten
d Anekdoten curſirten, deren mannichfaltige Anwen-
ng nicht allein die Geſellſchaft unterhalten, ſondern
h belehren ſollte. Aus ſolchen Elementen entſtanden
e Schriften Winckelmanns, der dieſe Arbeiten gar
d ſelbſt unzulänglich fand, wie er es denn auch ſei-
n Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugſam vorberei-
, doch einigermaßen vorgeübt, ſeinen Weg an, und
angte nach jenem Lande, wo für jeden Empfängli-
n die eigenſte Bildungsepoche beginnt, welche ſich
**er deſſen ganzes Weſen verbreitet und ſolche Wir-
ungen äußert, die eben ſo reell als harmoniſch ſeyn
ſſen, weil ſie ſich in der Folge als ein feſtes Band
iſchen höchſt verſchiedenen Menſchen kräftig erweiſen.**

R o m.

Winckelmann war nun in Rom, und wer konnte
irdiger ſeyn, die Wirkung zu fühlen, die jener große

Zuſtand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande iſt. Er ſieht ſeine Wünſche erfüllt, ſein Glück begründet, ſeine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert ſtehen ſeine Ideen um ihn her, mit Staunen wandert er durch die Reſte eines Rieſenzeitalters, das Herrlichſte, was die Kunſt hervorgebracht hat, ſteht unter freiem Himmel; unentgeltlich, wie zu den Sternen des Firmaments, wendet er ſeine Augen zu ſolchen Wunderwerken empor, und jeder verſchloſſene Schatz öffnet ſich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling ſchleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher, dem Herrlichſten und Heiligſten naht er ſich in unſcheinbarem Gewand, noch läßt er nichts Einzelnes auf ſich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannichfaltig, und ſchon fühlt er die Harmonie voraus, die aus dieſen vielen, oft feindſelig ſcheinenden Elementen zuletzt für ihn entſtehen muß. Er beſchaut, er betrachtet alles, und wird, auf daß ja ſein Behagen vollkommener werde, für einen Künſtler gehalten, für den man denn doch am Ende ſo gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zuſtand ausübt, geiſtvoll entwickelte, theilen wir unſern Leſern ſtatt aller weitern Betrachtungen mit.

Rom iſt der Ort, in dem ſich für unſere Anſicht das ganze Alterthum in Eins zuſammenzieht, und wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten

Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, Römische Gegend mit einer andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht bloß der empfindende Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann fand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sey es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andre Theilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt; so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall [illegible] reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es

auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweis't sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu seyn wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie seyn. Ich kenne für mich nur noch zwey gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüsteney ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dieß ganze Geschlecht.

Mengs.

Aber W. hätte lange Zeit in den weiten Kreisen alterthümlicher Ueberbleibsel nach den wertheſten, seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hätte das Glück ihn nicht sogleich mit Mengs zusammengebracht. Dieser, dessen eigenes großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke

)iſchen Künſtler zu unternehmen.
: man aber nicht lange mit Kunſtwerken auf=
n umgehen kann, ohne zu finden, daß ſie nicht
on verſchiedenen Künſtlern, ſondern auch aus
denen Zeiten herrühren, und daß ſämmtliche
ſtungen des Ortes, des Zeitalters, des indivi=
Verdienſtes zugleich angeſtellt werden müſſen;
id auch Winckelmann mit ſeinem Geradſinne,
r die Achſe der ganzen Kunſtkenntniß befeſtigt
r hielt ſich zuerſt an das Höchſte, das er in
Abhandlung von dem Style der Bild=
ey in den Zeiten des Phidias darzuſtel=
achte. Doch bald erhob er ſich über die Einzel=
zu der Idee einer Geſchichte der Kunſt, und
te, als ein neuer Columbus, ein lange geahne=

Man mag in eine Kunſt oder Wiſſenſchaft hineinblicken, in welche man will, ſo hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter ſchon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarey und durch die barbariſche Art ſich aus der Barbarey zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langſam in's Allgemeine wirken kann.

Vom Techniſchen iſt hier die Rede nicht, deſſen ſich glücklicherweiſe das Menſchengeſchlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme, und wohin es führe.

Zu dieſen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo ſich ſchon Ahnungen, ja ſogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunſtgeſchichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künſte. Ihn als Weltmann beſchäftigte beſonders die Betrachtung, daß ſie ſich nur kurze Zeit auf dem höchſten Puncte, den ſie erreichen können, zu erhalten wiſſen. Auf ſeinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunſt als ein Lebendiges (ζωον) anzuſehen, das einen unmerklichen Urſprung, einen langſamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick ſeiner Vollendung, eine ſtufenfällige Abnahme, wie jedes andere organiſche Weſen, nur in mehreren Individuen nothwendig darſtellen muß. Er gibt daher nur ſittliche Urſachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeſchloſſen werden können, ſeinem großen Scharfſinn aber nicht genug

zog, verlor, weder Handschriften vergleichen noch Deutschen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede stehen wollte.

Doch hatten ihm seine Kenntnisse schon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiäner überhaupt, besonders aber der Römer, hat aus mancherlei Ursachen etwas Geheimnißvolles. Dieses Geheimniß, diese Absonderung, wenn man will, erstreckte sich auch über die Literatur. Gar mancher Gelehrter widmete sein Leben im Stillen einem bedeutenden Werke ohne jemals damit erscheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden sich häufiger, als in irgend einem Lande, Männer, welche, bei mannichfaltigen Kenntnissen und Einsichten, sich schriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu solchen fand W. den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Bianconelli und Baldani, und erwähnt seiner zunehmenden Bekanntschaften, seines wachsenden Einflusses und Vergnügen.

Cardinal Albani.

Ueber alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenosse des Cardinals Albani geworden zu seyn. Dieser, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß, von Jugend auf eine entschiedene Kunstliebhaberey, die beste Gelegenheit sie zu befriedigen, und ein bis an's Wunderbare gränzendes Sammlerglück

ch Art der Alten zu überfüllen, war ſein
und ſeine Luſt. Gebäude drängten ſich an
Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen
ſken, Carpatiden und Basreliefe, Statuen
ie fehlten weder im Hof- noch Gartenraum,
ie und kleinere Zimmer, Galerien und Ca-
e merkwürdigſten Monumente aller Zeiten

orbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre
urchaus gleicher Weiſe gefüllt. So über-
ie Römer ihr Capitol, daß es unmöglich
les habe darauf Platz gehabt. So war die
, das Forum, der Palatin überdrängt mit
und Denkmälern, ſo daß die Einbildungs-
1 noch eine Menſchenmaſſe in dieſen Räu-
:bringen könnte, wenn ihr nicht die Wirk-
ısgegrabener Städte zu Hülfe käme, wenn
: mit Augen ſehen könnte, wie eng, wie

die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und erfreulichsten Bildung. So stand sie auch lange noch, nach dem Tode des Cardinals, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der alles bewegenden und zerstreuenden Zeit ihres sämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen mußten aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgerissen und der ungeheure Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den sonderbarsten Wechsel der Dinge führte man diese Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man sie dem Besitzer zurück, und der größte Theil, bis auf wenige Juwelen, befindet sich wieder an der alten Stelle. Jenes erste traurige Schicksal dieses Kunstelysiums und dessen Wiederherstellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdischen Leid, so wie der zum Ersatz nicht immer hinreichenden Freude, schon entwachsen war.

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf seinem Wege, nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von Statten ging; sondern es waren auch die Herculanischen und Pompejischen Entdeckungen theils neu, theils durch Neid, Verheimlichung und Langsamkeit

bekannt geblieben, und ſo kam er in eine Ernte,
ſeinem Geiſte und ſeiner Thätigkeit genugſam zu
affen gab.

Traurig iſt es, wenn man das Vorhandne als
tig und abgeſchloſſen anſehen muß. Rüſtkammern,
lerien und Muſeen, zu denen nichts hinzugefügt
rd, haben etwas Grab- und Geſpenſterartiges;
an beſchränkt ſeinen Sinn in einem ſo beſchränkten
unſtkreis, man gewöhnt ſich ſolche Sammlungen als
n Ganzes anzuſehen, anſtatt daß man durch immer
uen Zuwachs erinnert werden ſollte, daß in der
unſt, wie im Leben, kein Abgeſchloſſenes beharre,
ndern ein Unendliches in Bewegung ſey.

In einer ſo glücklichen Lage befand ſich W. Die
rde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort
gen Kunſthandel bewegten ſich manche alte Beſitzun-
n an's Tageslicht, gingen vor ſeinen Augen vorbei,
munterten ſeine Neigung, erregten ſein Urtheil
nd vermehrten ſeine Kenntniſſe.

Kein geringer Vortheil für ihn war ſein Verhält-
iß zu dem Erben der großen Stoſchiſchen Beſitzun-
en. Erſt nach dem Tode des Sammlers lernte er
ieſe kleine Kunſtwelt kennen, und herrſchte darin
ach ſeiner Einſicht und Ueberzeugung. Freilich ging
an nicht mit allen Theilen dieſer äußerſt ſchätzbaren
Sammlung gleich vorſichtig um, wiewohl das Ganze
inen Katalog, zur Freude und zum Nutzen nachfol-
ender Liebhaber und Sammler, verdient hätte. Man-
hes ward verſchleudert; doch um die treffliche Gem-

menſammlung bekannter und verkäuflicher
unternahm W. mit dem Erben Stoſch di
eines Katalogs, von welchem Geſchäft und
eilter und doch immer geiſtreicher Beha
die überbliebene Correſpondenz ein m
Zeugniß ablegt.

Bei dieſem auseinanderfallenden Kunſ
bei der ſich immer vergrößernden und m
genden Albaniſchen Sammlung, zeigte
Freund geſchäftig, und alles was zum Sa
Zerſtreuen durch ſeine Hände ging, ver
Schatz, den er in ſeinem Geiſte angefa
aufzuſtellen.

Unternommene Schrift

Schon als W. zuerſt in Dresden der
den Künſtlern ſich näherte, und in dieſe
Anfänger erſchien, war er als Literator
ter Mann. Er überſah die Vorzeit, ſo n
ſenſchaften in manchem Sinne. Er fühlte
das Alterthum, ſo wie das Würdige der
des Lebens und des Charakters, ſelbſt in
gedrücktem Zuſtande. Er hatte ſich einen
det. In der neuen Schule, die er betrat,
nicht nur als ein gelehriger, ſondern als e
Jünger ſeinen Meiſtern zu, er horchte ih
ſtimmten Kenntniſſe leicht ab, und fing
alles zu nutzen und zu verbrauchen.

f einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in
höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte,
derselbige. Was er von Mengs vernahm,
Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa
ei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gäh-
d klar werden, sondern, wie man sagt, daß
urch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen
hreiben. Wie manchen Titel hat er uns hin-
n, wie manche Gegenstände benannt, über die
erk erfolgen sollte, und diesem Anfang glich
nze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn
in Thätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt,
gestalt ergreifend und festhaltend, als wenn
genblick vollständig und befriedigend seyn könnte,
n so ließ er sich wieder vom nächsten Augen-
elehren. Diese Ansicht dient zu Würdigung
Werke.

ß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuscript
Papier gekommen, und sodann später im Druck
Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich
ltfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur einen
später, so hätten wir ein anderes Werk, rich-
n Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht
ganz anderes. Und eben darum bedauern
hlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich im-
eder umgeschrieben, und immer sein ferneres
ustes Leben in seine Schriften eingearbeitet

so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein

Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Todten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen, wie das Leben der meisten Menschen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man denselbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, selbst ausgesetzt seyn möchte: denn Beschränkung ist überall unser Loos.

Philosophie.

Da bei dem Fortrücken der Cultur nicht alle Theile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr, nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände, einer dem andern voreilen und ein allgemeineres Interesse erregen mag, so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißgnügen bei den Gliedern der so mannichfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissene beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden

ister weckt brave Schüler, und ihre Thätig-
wieder in's Unendliche.

haben freilich von jeher die Philosophen be-
n Haß, nicht allein ihrer Wissenschaftsver-
sondern auch der Welt- und Lebensmenschen
zogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage,
eigene Schuld. Denn da die Philosophie,
ur nach, an das Allgemeinste, an das Höchste
ng macht; so muß sie die weltlichen Dinge
r begriffen, als ihr untergeordnet ansehen
deln.

verläugnet man ihr diese anmaßlichen Forde-
cht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein
haben, an ihren Entdeckungen Theil zu
hre Maximen zu nutzen, und was sie sonst
g, zu verbrauchen. Da sie aber, um all-
werden, sich eigener Worte, fremdartiger
ionen und seltsamer Einleitungen bedienen

digen, daß sie selbst den Uebergang zum Leben n
sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie
Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln
len, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ih
Credit vor der Welt selbst schmälern: so würde
hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

W. beklagt sich bitter über die Philosophen sei
Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; a
mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus
Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach
rückzieht. Sonderbar ist es, daß W. die Leipzi
Akademie nicht bezog, wo er unter Christ's Anleitu
und ohne sich um einen Philosophen in der Welt
bekümmern, sich in seinem Hauptstudium bequem
hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neu
Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am r
den Platze, die wir auf unserm Lebenswege mac
können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große
losophische Bewegung, die durch Kant begonnen,
sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet h
außer etwa die ächten Alterthumsforscher, mi
durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen an
Menschen vorzüglich begünstigt zu seyn scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem besten, was
Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das G
ringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf je
Vortreffliche betrachten; so erlangen ihre Kenntn
eine solche Fülle, ihre Urtheile eine so Sicherh

hmack eine solche Consistenz, daß sie inner-
s eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja
Erstaunen, ausgebildet erscheinen.
W. gelang dieses Glück, wobei ihm freilich
nde Kunst und das Leben kräftig einwirkend
kamen.

P o e s i e.

ehr Winckelmann bei Lesung der alten Schrift-
ich auf die Dichter Rücksicht genommen; so
ir doch, bei genauer Betrachtung seiner Stu-
seines Lebensganges, keine eigentliche Nei-
r Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hie
eine Abneigung hervorblicke; wie denn seine
für alte gewohnte Lutherische Kirchenlieder,
Verlangen ein solches unverfälschtes Gesang-
st in Rom zu besitzen, wohl von einem tüch-
ackern Deutschen, aber nicht eben von einem
der Dichtkunst zeuget.
Poeten der Vorzeit schienen ihn früher als
nte der alten Sprachen und Literaturen, spä-
Zeugnisse für bildende Kunst interessirt zu
Desto wunderbarer und erfreulicher ist es,
selbst als Poet auftritt, und zwar als ein
, unverkennbarer in seinen Beschreibungen
tuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern
n. Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem
aussprechliche Werke, und doch fühlt er den

unwiderſtehlichen Drang mit Worten und Buchſtaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus dieſe Geſtalt entſprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, ſoll dem Hörer, dem Leſer mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüſtkammer ſeiner Fähigkeiten muſternd ſieht er ſich genöthigt, nach dem Kräftigſten und Würdigſten zu greifen, was ihm zu Gebote ſteht. Er muß Poet ſeyn, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einſicht.

So ſehr W. überhaupt auf ein gewiſſes Anſehen vor der Welt achtete, ſo ſehr er ſich einen literariſchen Ruhm wünſchte, ſo gut er ſeine Werke auszuſtatten und ſie durch einen gewiſſen feyerlichen Styl zu erheben ſuchte; ſo war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das ſchnellſte bemerkte, wie ſich's bei ſeiner fortſchreitenden, immer neue Gegenſtände faſſenden und bearbeitenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufſatze dogmatiſch und didaktiſch zu Werke gegangen war, dieſe oder jene Erklärung eines Monuments, dieſe oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und feſtgeſetzt hatte, deſto auffallender war ihm der Irrthum, ſobald er durch neue Data ſich davon überzeugt hielt, deſto ſchneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weiſe zu verbeſſern.

tte er das Manuscript noch in der Hand, so ward
geschrieben; war es zum Druck abgesendet, so
n Verbesserungen und Nachträge hinterdrein
t, und von allen diesen Neuschritten machte er
Freunden kein Geheimniß: denn auf Wahr-
Geradheit, Derbheit und Redlichkeit stand sein
Wesen gegründet.

Spätere Werke.

n glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht
nmal, sondern nur durch die That selbst klar,
nternehmen seiner monumenti inediti.
an sieht wohl, daß jene Lust neue Gegenstände
t zu machen, sie auf eine glückliche Weise zu
n, die Alterthumskunde in so großem Maße zu
ern, ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das
ffe hinzu, die von ihm in der Kunstgeschichte
aufgestellte Methode auch hier an Gegenstän-
ie er dem Leser vor Augen legt, zu prüfen, da
zuletzt der glückliche Vorsatz sich entwickelte, in
rausgeschickten Abhandlung das Werk über die
eschichte, das ihm schon im Rücken lag, still-
end zu verbessern, zu reinigen, zusammenzu-
n und vielleicht sogar theilweise aufzuheben.
n Bewußtseyn früherer Mißgriffe, über die ihn
icht-Römer kaum zurecht weisen durfte, schrieb
Werk in Italiänischer Sprache, das auch in

Rom gelten ſollte. Nicht allein befleißigt er ſich dabei der größten Aufmerkſamkeit, ſondern wählt ſich auch freundſchaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, ſich ihrer Einſicht, ihres Urtheils auf das klügſte bedient, und ſo ein Werk zu Stande bringt, das als Vermächtniß auf alle Zeiten übergehen wird. Und er ſchreibt es nicht allein, er beſorgt es, unternimmt es und leiſtet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademiſchen Kräften Ehre machen würde.

P a p ſt.

Sollte man ſo viel von Rom ſprechen, ohne des Papſtes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigſtens mittelbar manches Gute zufließen laſſen!

Winckelmanns Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedict des XIV Lambertini, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und ſo mögen auch die verſchiedenen Stellen, welche W. bekleidete, ihm durch die Gunſt ſeiner hohen Freunde mehr, als durch die Einſicht des Papſtes in ſeine Verdienſte geworden ſeyn.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weiſe in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die beſondere Auszeichnung dem Papſte aus den monumenti inediti einige Stellen vorleſen zu

, und er gelangt auch von dieſer Seite zur
n Ehre, die einem Schriftſteller werden kann.

C h a r a k t e r.

enn bei ſehr vielen Menſchen, beſonders aber
lehrten dasjenige was ſie leiſten, als die Haupt-
erſcheint, und der Charakter ſich dabei wenig
; ſo tritt im Gegentheil bei W. der Fall ein,
lles dasjenige, was er hervorbringt, hauptſäch-
ßwegen merkwürdig und ſchätzenswerth iſt, weil
Charakter ſich immer dabei offenbart. Haben
hon unter der Aufſchrift vom Antiken und
iſchen, vom Schönheits- und Freundſchafts-
einiges Allgemeine zum Anfang ausgeſprochen;
rd das mehr Beſondere hier gegen das Ende
einen Platz verdienen.

. war durchaus eine Natur, die es redlich mit
bſt und mit andern meinte, ſeine angeborne
heitsliebe entfaltete ſich immer mehr und
je ſelbſtſtändiger und unabhängiger er ſich
ſo daß er ſich zuletzt die höfliche Nachſicht ge-
rthümer, die im Leben und in der Literatur
hergebracht iſt, zum Verbrechen machte.
ne ſolche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit
ſelbſt zurückkehren, doch finden wir auch hier
kerthümliche Eigenheit, daß er ſich immer mit
bſt beſchäftigte, ohne ſich eigentlich zu beobachten.

Er denkt nur an ſich, nicht über ſich, ihm liegt im Sinne was er vorhat, er intereſſirt ſich für ſein ganzes Weſen, für den ganzen Umfang ſeines Weſens, und hat das Zutrauen, daß ſeine Freunde ſich auch dafür intereſſiren werden. Wir finden daher in ſeinen Briefen, vom höchſten moraliſchen bis zum gemeinſten phyſiſchen Bedürfniß, alles erwähnt, ja er ſpricht es aus, daß er ſich von perſönlichen Kleinigkeiten lieber, als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er ſich durchaus ein Räthſel, und erſtaunt manchmal über ſeine eigene Erſcheinung, beſonders in Betrachtung deſſen, was er war, und was er geworden iſt. Doch ſo kann man überhaupt jeden Menſchen als eine vielſylbige Charade anſehen, wovon er ſelbſt nur wenige Sylben zuſammenbuchſtabirt, indeſſen andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgeſprochenen Grundſätze; ſein richtiges Gefühl, ſein gebildeter Geiſt dienen ihm im Sittlichen, wie im Aeſthetiſchen, zum Leitfaden. Ihm ſchwebt eine Art natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menſchen ſonſt bezügliches Weſen erſcheint. Sehr ſchön beträgt ſich W. innerhalb der Gränzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorſorge für ſich ſelbſt iſt mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indeſſen arbeitet er auf's fleißigſte, ſich eine Exiſtenz auf's Alter zu ſichern. Seine Mittel ſind edel; er zeigt ſich ſelbſt auf dem

den so geschwind zurücknimmt, als einsieht.
bewährt sich durchaus jene antike Anlage,
heit des Punctes, von dem man ausgeht,
rheit des Zieles, wohin man gelangen will,
Unvollständigkeit und Unvollkommenheit
dlung, sobald sie eine ansehnliche Breite

Gesellschaft.

er sich, durch seine frühere Lebensart wenig
, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz be-
nd; so trat ein Gefühl von Würde bald an
der Erziehung und Gewohnheit, und er
schnell sich den Umständen gemäß betragen.
m Umgang mit vornehmen, reichen und be-
Leuten, die Freude von ihnen geschätzt zu
inat überall durch, und in Absicht auf die

dieſer Vertraulichkeit ſich doch das orientaliſche Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle ſüdlichen Nationen würden eine unendliche lange Weile finden, wenn ſie gegen die Ihrigen ſich in der fortdauernden, wechſelſeitigen Spannung erhalten ſollten, wie es die Nordländer gewohnt ſind. Reiſende haben bemerkt, daß die Sclaven ſich gegen ihre Türkiſchen Herren mit weit mehr Aiſance betragen, als nordiſche Hofleute gegen ihre Fürſten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten; allein wenn man es genau betrachtet, ſo ſind dieſe Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunſten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen ſchuldig iſt.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er ſich gehen läßt, und dieſe kommen ſeiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen ſchildert W. mit großem Behagen, ſie erleichtern ihm ſeine übrige Abhängigkeit, und nähren ſeinen Freiheitsſinn, der mit Scheu auf jede Feſſel hinſieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn W. durch den Umgang mit Einheimiſchen ſehr glücklich ward, ſo erlebte er deſto mehr Pein und Noth von Fremden. Es iſt wahr, nichts kann ſchrecklicher ſeyn, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann ſich der Reiſende eher ſelbſt ſuchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer ſich

er nicht nach Rom bequemt, ist den wahrhaft Römisch
esinnten ein Gräuel.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Thee-
sel überall mitführen, und sogar bis auf den Aet-
hinaufschleppen; aber hat nicht jede Nation ih-
Theekessel, worin sie, selbst auf Reisen, ihre von
use mitgebrachten, getrockneten Kräuterbündel auf-
ut?

Solche nach ihrem engen Maßstab urtheilende,
ht um sich her sehende, vorübereilende, anmaßliche
emde verwünscht W. mehr als einmal, verschwört
nicht mehr herumzuführen, und läßt sich zuletzt
h wieder bewegen. Er scherzt über seine Neigung
n Schulmeistern, zu unterrichten, zu überzeugen,
ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch
tand und Verdienste bedeutender Personen gar man-
s Gute zuwächs't. Wir nennen hier nur den Für-
n von Dessau, die Erbprinzen von Mecklenburg
welitz und Braunschweig, so wie den Baron von
iebesel, einen Mann, der sich in der Sinnesart ge-
n Kunst und Alterthum ganz unseres Freundes
rdig erzeigte.

W e l t.

Wir finden bei W. das unnachlassende Streben
ch Aestimation und Consideration; aber er wünscht
durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt
auf das Reale der Gegenstände, der Mittel und

der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den Französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erhielt er auch solche Connexionen auf eine geschickte und thätige Weise. Die Ehrenbezeigungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, er bemühte sich darum.

Am meisten aber förderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document seines Verdienstes, ich meine die Geschichte der Kunst. Sie ward sogleich in's Französische übersetzt, und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am besten in den ersten Augenblicken anerkannt, das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen, die Menschen erstaunen, wie sie auf einmal gefördert werden; dahingegen eine kältere Nachkommenschaft mit eklem Zahn an den Werken ihrer Meister und Lehrer herumkostet und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war W. den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Alterthümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm ſelbſt öfters gerühmten Glückſeligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem ſie tief in ſeinem Charakter lag, gar mancherlei Geſtalten annahm.

Er hatte ſich früher kümmerlich beholfen, ſpäter von der Gnade des Hofs, von der Gunſt manches Wohlwollenden gelebt, wobei er ſich immer auf das geringſte Bedürfniß einſchränkte, um nicht abhängig, oder abhängiger zu werden. Indeſſen war er auch auf das tüchtigſte bemüht, ſich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verſchaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe ſeines Kupferwerks die ſchönſte Hoffnung gab.

Allein jener ungewiſſe Zuſtand hatte ihn gewöhnt, wegen ſeiner Subſiſtenz bald hierhin bald dorthin zu ſehen, bald ſich mit geringen Vortheilen im Hauſe eines Cardinals, in der Vaticana und ſonſt unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andere Ausſicht vor ſich ſah, großmüthig ſeinen Platz aufzugeben, indeſſen ſich doch wieder nach andern Stellen umzuſehen, und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann iſt einer, der in Rom wohnt, der Reiſeluſt nach allen Weltgegenden ausgeſetzt. Er ſieht ſich im Mittelpunkt der alten Welt, und die für den Alterthumsforſcher intereſſanteſten Länder nah um ſich her Groß-Griechenland und Sicilien, Dalmatien, den Peloponnes, Jonien und Aegypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichſam angeboten, und erregt in

einem, der wie W. mit Begierde des Schauens gebo-
ren iſt, von Zeit zu Zeit ein unſägliches Verlangen,
welches durch ſo viele Fremde noch vermehrt wird, die
auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos
jene Länder zu bereiſen Anſtalt machen, bald, indem
ſie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu er-
zählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unſer W. auch überall hin, theils
aus eigenen Kräften, theils in Geſellſchaft ſolcher wohl-
habender Reiſenden, die den Werth eines unterrich-
teten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu
ſchätzen wiſſen.

Noch eine Urſache dieſer innern Unruhe und Un-
behaglichkeit macht ſeinem Herzen Ehre, es iſt das
unwiderſtehliche Verlangen nach abweſenden Freun-
den. Hier ſcheint ſich die Sehnſucht des Mannes, der
ſonſt ſo ſehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich
concentrirt zu haben. Er ſieht ſie vor ſich, er unterhält
ſich mit ihnen durch Briefe, er ſehnt ſich nach ihrer
Umarmung und wünſcht die früher zuſammenverleb-
ten Tage zu wiederholen.

Dieſe beſonders nach Norden gerichteten Wünſche
hatte der Friede auf's neue belebt. Sich dem großen
König darzuſtellen, der ihn ſchon früher eines Antrags
ſeiner Dienſte gewürdigt, war ſein Stolz, den Fürſten
von Deſſau wiederzuſehen, deſſen hohe ruhige Natur
er als von Gott auf die Erde geſandt betrachtete, den
Herzog von Braunſchweig, deſſen große Eigenſchaften
er zu würdigen wußte, zu verehren, den Miniſter von

Münch-

Einbildungskraft wieder, mit ſolchen Bildern
p ſich lange beſchäftigt, lange geſpielt, bis er
unglücklicherweiſe dieſem Trieb gelegentlich folgt
in ſeinen Tod geht.

Da war er mit Leib und Seele dem Italiäni-
ſchen Himmel gewidmet, jeder andere ſchien ihm uner-
, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch
ſchöne und felſigte Tyrol intereſſirt, ja entzückt
hatte, fühlte er ſich auf dem Rückwege in ſein Va-
terhaus durch eine Cimmeriſche Pforte hindurch
ſich, beängſtet und mit der Unmöglichkeit, ſei-
n Fortzuſetzen, behaftet.

Hingang.

War er denn auf der höchſten Stufe des Glücks,
ſich nur hätte wünſchen dürfen, der Welt ver-
en. Ihn erwartete ſein Vaterland, ihm ſtreck-

Dasseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfinden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinweggeschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Athemzug seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen.

II.

In dem vorhergehenden Entwurf einer Kunstgeschichte des XVIII. Jahrhunderts ist nur beiläufig Erwähnung von Winckelmann geschehen, weil wir uns vorgenommen hatten, seinen Einfluß, sein Wirken und seine Verdienste in der Kunde der Alterthümer eigens ausführlich zu betrachten.

Es wird zu diesem Endzweck erforderlich seyn, daß wir erstlich untersuchen, welche Meinungen und Begriffe über die vorhandenen Monumente der alten Kunst im Gange waren, ehe noch Winckelmann als der glücklichste Forscher in diesem Fach auftrat, das heißt, ehe seine Kunstgeschichte erschien; und werden zweytens zu zeigen unternehmen, in welchen wesentlichen Punkten sein Bemühen bessere Erkenntniß aufgebracht oder eingeleitet habe.

In Italien galten um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts Gori, Passeri, wie auch Bracci, für die trefflichsten Alterthumsforscher, besonders war der zuerstgenannte rühmlich bekannt. Alle drey waren Männer von gründlicher Gelehrsamkeit, aber nicht eben so vorzüglich in Hinsicht auf Kunstkenntnisse und Geschmacksbildung, daher im Urtheil über die

Monumente, welche sie zu erklären gedachten, Vergleichung derselben mit andern, und in d aus gezogenen Schlüssen gar manchen Fehlgriffe gesetzt.

Die in früherer Zeit schon aufgebrachte, d den erwähnten Gelehrten ebenfalls angenommen fortgepflanzte viel zu gute Meinung vom Kunst gen der alten Etrurier, von der Anzahl so w Gehalt der ihnen zuzurechnenden Monumente ein äußerst schädliches Vorurtheil, welches den schritten der Alterthumskunde auf mancherley Hinderniße in den Weg legte.

Vielleicht besaß der Französische Graf Caylu niger gelehrte Kenntniße, als einer der gem Italiäner, er vergütete aber solches durch leb Neigung für Kunstwerke, durch ein mehr heite wandtes Denk- und Urtheilsvermögen; auch d Schreibart gefälliger, unterhaltender, welches Sprache, Vermögen, Stand, Einfluß, Bekann ten ꝛc. seine Schriften zu den gelesensten, seine nungen zu den geltendsten jener Zeit machte. wir uns daher bemühen, diese Meinungen näh einander zu setzen, so sprechen wir im gelingende le auch zugleich den in der Alterthumskunde he den Glauben aus, ehe die hellere Aufklärung Winckelmann statt gefunden.

Den alten Etruriern war man, wie oben angemerkt worden, überhaupt allzu günstig, un Caylus schrieb denselben eine Menge Denkm

s aus Aegypten erhalten hätten.
: vermuthen nicht, daß eine so falsche Ansicht,
geistlos handwerksmäßiges Nachahmen von ei-
er Kunst und Genie nicht unterscheidet, vom
Caylus selbst ursprünglich herrühre, wo und
ie dieselbe ihren Anfang genommen, ist aus-
n außer den Gränzen unsers gegenwärtigen
ns. Deßgleichen mögen andere untersuchen,
Wahn, die Griechen hätten aus Eitelkeit, und
Aegyptern den Ruhm der Erfindung der bil-
Künste undankbar zu entreißen, ihre ältesten
ducte, als Zeugnisse, welche gegen sie gespro-
n würden, absichtlich unterdrückt — ob, sagen
ser Wahn ebenfalls ein älterer und verbreite-
, oder ein bloßer Nothbehelf, zu welchem sich
aylus gedrungen sah, um das einmal ange-
ne System von Etruriſcher Kunst und Kunst-
zu stützen.

ſäumt; man begnügte ſich gewöhnlich mit Wa
mung äußerer Kennzeichen, doch wurden auch
höchſt ſelten mit gehöriger Schärfe und Gena
aufgeſucht. Daher finden ſich von Caylus wahr
lich Etruriſche Denkmale unter den Aegyptiſche
geführt, ja ſogar alt-Griechiſche den Römiſch
Zeiten ſinkender Kunſt beigemiſcht.

In ſolchem Zuſtande befand ſich derjenige Th
Alterthumskunde, der ſich über Denkmale der
den Kunſt erſtreckt. Man ging meiſt, wie z.
den obengenannten drey Italiäniſchen Gelehrte
Fall war, mit dürftigem Geſchmack und noch
an Kunſtkenntniſſen, einſeitig vom Studium
Sprachen, Geſchichte und Fabel aus. Als ab
durch ſeine Reiſen und Umgang, durch Neigun
Talent zur Kunſt mehrſeitig gebildeter und
Mann, wie Graf Caylus war, ſich der Sache
nommen, ſo geſchahen zwar einige Vorſchritte
war der Ort ſeines Aufenthalts, Paris, damal
weniger als jetzt für den Alterthumsforſcher de
ſtigſte. Zudem wirkten die Vorurtheile einer
rirten Mahlerſchule nachtheilig auf ſeinen Ge
und Kunſtſinn; es mußte ihm alſo wohl unn
fallen, ſich über alle alten, feſtgewurzelten Irrth
zur freien und klaren Erkenntniß zu erheben.

Wir kommen nun auf Winckelmann, un
den, unſerm Zwecke gemäß, die Reſultate ſein
Geſchmack, Kunſt und Alterthumskunde wohlth
Bemühungen anzugeben verſuchen.

Winckelmann erſchien zu Rom als ein mit Kenntniß alter Sprachen wohl ausgerüſteter Gelehrter. Unter den Kunſtſchätzen zu Dresden hatte er ſich vorher einige Zeit umgeſehen, und ohne Zweifel durch dieſelben ſeine natürlichen Anlagen geweckt. Die Gunſt des Cardinals Alexander Albani, die ihm in Rom bald zu Theil wurde, nebſt den freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Mengs, müſſen der Entwicklung und Ausbildung des Kunſtſinnes in ihm ſehr vortheilhaft geweſen ſeyn. Unterdeſſen iſt es wahrſcheinlich, die Neigung zu ſchönen Formen, wodurch, wie bereits angemerkt worden, Mengs als Künſtler ſich auszeichnete, habe überwiegenden Einfluß auf Winckelmannen gewonnen, und ihn vermocht, die Schönheit unbedingt als das Hauptprincip der alten Kunſt aufzuſtellen; *) eine Behauptung, welche allerdings wahr iſt, ſo lange man ſie auf den ganzen Begriff von der Kunſt ausdehnt, und hingegen eine höchſt ſchädliche Wirkung haben muß, ſobald man ſie engherzig auf die Formen allein einſchränkt, wie leider noch von manchen geſchieht. Im Uebrigen iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, Winckelmann ſelbſt ſey dieſes Unterſchieds ſich nicht mit völliger Klarheit bewußt geweſen, weil überall, wo er in ſeinen Schriften von der Schönheit der Theile ſpricht, es das Anſehen hat, als wäre er ausſchließlicherweiſe der Form gewogen. Wird hingegen von einem vorzüglichen Kunſtwerke überhaupt gehan-

*) Siehe die Monum. inediti Tratt. preliminare Cap. IV.

delt, dann erglüht nicht ſelten ſein großer, den verwandter Geiſt, und verkündet mit poetiſch gießung die hohen innern Schönheiten, die Ide che der Künſtler durch das Mittel edler abgem Formen zur Erſcheinung gebracht hat.

Der irrigen Meinung, Etrurier ſowohl als chen hätten die bildenden Künſte von den Aeg erhalten, widerſprach Winckelmann mit überz den Gründen, und zeigte dagegen, daß ſolche a allen Menſchen inwohnenden Bildungs- und ahmungstrieb überall entſprungen ſind. *)

Die Monumente von Aegyptiſchem Geſchmac welche, wie oben angemerkt worden, bloß allg und dazu unbeſtimmte Begriffe herrſchten, ord in drey Claſſen, nämlich in ächt Aegyptiſche Ar in Griechiſche und in Römiſche Nachahmungen ben, nach Kennzeichen, die von jedem kunſtg Auge unfehlbar erkannt werden können. Iſt ma dafür ſchon Dank ſchuldig, ſo erwarb er ſich bei weitem noch größere Verdienſte durch ſeine E rungen über die Monumente der Etruriſchen . Dieſes Fach diente im Bezirk der antiquariſchen ſenſchaften gleichſam zur Polterkammer, wohin was ſchwer zu deuten oder ſonſt nicht gut zu g chen war, bei Seite geſchafft wurde. Die alt-G ſchen Werke von Erz und Marmor wurden ſ

*) Monum. inediti Tratt. prelim. Cap. I.

lich dahin verwieſen, ein Gleiches geſchah auch mit den Vaſen von gebrannter Erde, ohne Ausnahme; da man findet bei Caylus *) ſogar Aegyptiſche Arbeiten für Etruriſche ausgegeben, und eben dieſer ſonſt verdiente Alterthumsforſcher tadelt einen Pater Paneratius, der von Sicilianiſchen Alterthümern ſchrieb, und ein bei Girgenti ausgegrabenes Gefäß von gebrannter Erde für Griechiſch und nicht für Etruriſch hielt. **)

Dieſe alten, ſchädlichen Vorurtheile, die immer neue Irrthümer hervortrieben, beſchnitt Winckelmann ſo zu ſagen an ihren Lebenswurzeln dadurch, daß er nachwies, die mehrerwähnten, bis dahin für Etruriſch gehaltenen, bemahlten Gefäße in gebrannter Erde ſeyen nicht zu bezweifelnde Arbeiten der in Italien angeſiedelten Griechen. Ebenfalls muthmaßte er, daß auch die plaſtiſchen Werke vom ſogenannten Etruriſchen Geſchmack, oder wenigſtens einige derſelben, alt-Griechiſche Monumente ſeyn könnten. ***) Wenn er hierüber nicht bis zur klaren, vollkommnen Erkenntniß gelangte, ſo geſchah ſolches, wie wir nicht zweifeln dürfen, aus der zufälligen Urſache, weil ihm zur Zeit **ſeiner reifern Bildung keine günſtige Gelegenheit ſich darbot, zahlreiche Sammlungen ächt Etruriſcher Arbei-**

*) Tom. II. p. XIV. et XI.

**) Tom. II. p. 54.

***) Monum. ined. Tratt. prelim. p. XXXIV. et seq.

ten, wie z. B. gegenwärtig die florentinisch
eine aufweisen kann, mit gehöriger Muße
forschen.

Wahr ist es freilich, daß durch die sei
stellten genauern Beobachtungen der alte
einstmaliger Blüthe der Etrurischen Kunst
weiten Ausbreitung immer mehr eingeschr
gegen den Griechen ihre frühern Denkm
zugeeignet worden sind. Aber man muß
gestehen, dieser Gewinn sey bloß mit dem
Winckelmann nachgelassenen Capital erwor
was thaten seine Nachfolger anders, als
Fußtapfen treten, und was er begonnen, a
wärts rücken?

Die schönen in Griechenland und spät
entstandenen Monumente betrachtete Winck
erst unter kunsthistorischen Beziehungen, u
zeichen des verschiedenen Geschmacks und
verschiedenen Zeiten. Wir behaupten zu
wegs, daß solches jedesmal mit unverbesser
folge geschehen; doch zeigte er, und zeigte
die Antiken, nach offenbaren Merkmalen, in
ganden und sinkenden, von dem Geschmack,
und der Arbeit geregelten Folge zu ordnen
welchem Wege allein die in schriftlichen N
so mangelhaft auf uns gekommene Geschicht
Kunst nicht nur vollständiger, sondern au
dieses dürfte der wesentlichste Nutzen und V

[illegible] Aufmerksamkeit, so mag ohne Zweifel jene [illegible] auch die letzten sogar, in manchen einzelnen [illegible] zu Erinnerungen Gelegenheit geben, und [illegible] Seiten des artistischen weder minder noch [illegible] gegründete, als von Seiten des literarischen [illegible] gegen dieselben gemacht worden sind. Allein [illegible] unbillige Strenge, sie auf diese Weise rügen [illegible] Ernste, aufs Allgemeine gehende Betrach[illegible] über Winckelmanns Hauptwerk, die Geschichte [illegible] des Alterthums, müssen vielmehr jeden Be[illegible] davon überzeugen, daß [illegible] Mensch allein eine solche große, nicht vorbereitete [illegible] stimmung, in wenigen Jahren, für den Gelehr[illegible] als für den Kunstkenner durchaus fleckenlos [illegible] vollenden können. Wäre demnach jemand, der, [illegible] Winckelmann gethan, nur für Anfänge halten [illegible] e, so widersprechen wir demselben nicht geradezu; [illegible] wir sagen, es sind große Grundlagen, welche un-

ausgesprochen, und obwohl Widersacher [illegible] ihm aufgetreten sind, hat man sich dennoch genothigt gesehen, seinen Lehren zu folgen.

Zum Beschluß wollen wir noch einige Blicke auf den gegenwärtigen Zustand der Alterthumskunde werfen, doch nur in dem artistischen Sinne, in welchem wir bisher Winckelmanns Bemühungen und Verdienste um dieselbe betrachtet haben.

In Hinsicht auf bessere Kenntniß der alten Monumente, zu nähern kunstgeschichtlichen Bestimmungen, sind im Allgemeinen keine bedeutenden Schritte weiter geschehen. Noch werden die Werke des Aegyptischen Geschmacks in drey Classen, nämlich in ächt Aegyptische und ferner in Griechische und Römische Nachahmungen des Aegyptischen Geschmacks abgetheilt; die Kennzeichen aber der frühern und spätern Werke jener ersten Classe sind noch immer nicht erforscht.

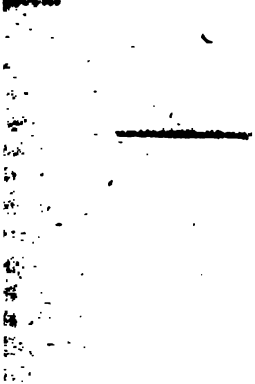
Beinahe stillschweigend bequemte man sich, die Denkmale der uralten steifen, sonst für Etrurisch gehaltenen Manier als alt-Griechische Kunstwerke zu betrachten; allein der Ruhm dieser bessern Erkenntniß kann Winckelmanns Nachfolgern nicht sehr hoch angerechnet werden, weil, wie wir oben gezeigt, durch das Hinüberweisen der bemahlten Gefäße in gebrannter Erde zu den Griechischen Monumenten, ein solches Vorrücken, man möchte wohl sagen, unvermeidlich geworden war.

Bedenken wir endlich noch was zur bessern Kunde der schönen Griechischen und Römischen Kunstdenkmale geschehen oder unternommen worden, so findet sich

hierin seit Winckelmanns Zeit überhaupt
ráchtlichen Vorschritte gethan worden sind.
ben die stimmeführenden gelehrten Forscher
ellungen einiger alten Monumente, mit ach-
then Kenntnissen ihrer Art, gut und wahr-
r ausgelegt; aber da, wo das Urtheil aus
Gründen hervorgehen soll, wo Kunstwerth,
nack und Styl zu erkennen, zu würdigen wa
teten sie wenig Nutzbares; ja bei genauer
dürfte die Summe des verdunkelten viel-
t geringer, als die des aufgeklärten ausfal-
l zu oft ließ man sich von unsichern, äußern
ben oder von zufälligen Aehnlichkeiten der
nte zu Trugschlüssen und Sünden wider den
Kunst verleiten, der doch vor allem andern
und geehrt werden sollte. Denn wo ließe sich
rerer Sicherheit ein Maßstab zu Beurthei-
Kunstwerke finden, als in der Kunst selbst?
folgt aber keineswegs, daß andere Merkzei-
solche, die aus dem Inneren, Geistigen alter
kmale abgeleitet werden, ohne weitere Be-
verwerflich seyen. Kein Verständiger wird
en, von welcher Art sie seyn mögen, oder Be-
n, die dem Stoff gelten, oder andere Um-
elche Licht und Leitung gewähren können, ver-
; er wird vielmehr jeden Nebenumstand in
g ziehen, prüfen und vorsichtig benutzen, aber
rbegründeten Ansichten auch jedesmal den
nd entscheidenden Werth zugestehen.

Der große Vorzug, den Winckelmann als
thumsforscher über seine Vorgänger, Zeitgenoss
berühmtesten Nachfolger behauptet, die Ursach
nen, ungeachtet einseitiger Anfechtungen, seine
ten ernstmeinenden Freunden des Alterthums
noch vor andern nutzbar und werth geblieben sie
steht in dem Zusammenwirken gelehrter Ken
mit lauterm Kunstsinn: Eigenschaften, die sich
chem Maße sonst nie vereint gefunden, und
Eigenschaften, die keinem Alterthumsforscher ge
sen seyn dürften, welcher mit glücklichem Erf
der von Winckelmann gebrochenen Bahn fortzu
ten gedenkt. Ein geübter Geschmack allein wird
hinlängliche Bekanntschaft mit der alten Lit
nicht überall ausreichen, noch weniger sind bl
lehrte Kenntnisse zulänglich, wenn sie nicht dur
tigen Geschmack unterstützt und von der Fähigk
gleitet sind, den Geist der Alten, den höhern
schen Gehalt ihrer vorzüglichsten Kunstgebilde au
sen. Hätte Mengs literarische Kenntnisse h
und minder ängstlich die Formen verehrt, wahr
lich würde mehr Harmonie zwischen seinen frühern
spätern Meinungen, über die berühmtesten u
Statuen, zu bemerken seyn, oder deutlicher gesa
würde, was er unter Winckelmanns Einfluß zu
richtig begriffen zu haben schien, durch spätere
rungen nicht aufheben. Hätten die seit Winckel
aufgetretenen gelehrten Forscher einer an den
Monumenten geschärften Unterscheidungsgabe der

ch weniger Theilnehmer und Verbreiter gehoben.



III.

Die mir von Ihnen mitgetheilten Briefe [illegible] manns ergänzen vortrefflich das Bild, das [illegible] von dem großen und liebenswürdigen Menſch[illegible] den früher gedruckten machen konnte. Gew[illegible] den Ihnen für dieß lange vorenthaltene Geſch[illegible] Freunde der Kunſt und einer künſtleriſch betri[illegible] Gelehrſamkeit danken. Mir gaben dieſe Brie[illegible] vieler abſtumpfenden Arbeit der letztern Monat[illegible] innigen Genuß, zu welchem ich bald und öfter z[illegible] zukehren wünſche. Dazu wird die von Ihnen [illegible] habte Nachweiſung der Zeitfolge aller ſeiner m[illegible] bekannt gemachten Briefe eine neue Einlad[illegible] den; weßhalb ich Sie angelegentlich und, ich [illegible] ſagen, im Namen vieler Leſer erſuche, die Z[illegible] nicht außer Acht zu laſſen. Erſt ſo wird es [illegible] genehm werden, den Mann von dem Austri[illegible] Nöthenitz an, auf ſeiner ſchönen Bahn theilne[illegible] zu begleiten, um ihn durch alle ſeine gel[illegible] und unvollendeten Entwürfe dahin gelangen u[illegible] werden zu ſehen, was ihm das Schickſal erlaubt[illegible] über jeden Schritt ſeines Lebens [illegible] ſichtbarer [illegible] gebot.

Zu bedauern iſt es indeſſen, daß wir nur all[illegible]

Waffen zuzu[illegible], durch Gewerbe und Fi-
und Krieg zu La[illegible] und zu Wasser gedeihen,
bleibt für jemand, der hie und da den unver-
n Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres
ufen möchte, außer den Alten, die man aus ih-
[illegible]winkeln noch nicht ganz verdrängte, nichts
übrig, als Geschichte der Erziehung und Bil-
n Männern, die im Kampf mit den Hinder-
er Zeit und den innern Schwierigkeiten der
durch angestrengte Kraft das Höchste in dem
n Kreise erstrebten. So etwas gab uns vor
über sich selbst der geistvolle Historiker Schlö-
einer Schrift, die in gewissen Sachen das
ch jedes künftigen Gelehrten seyn sollte. Auch
ch etliche andere Männer, von welchen sich
was Aehnliches erwarten läßt, nämlich ge-
Darstellung des Ganges ihrer Studien und der
gsmittel, wodurch sie sich den Bezauberungen

bei feſt beſtehenden Einrichtungen öffentlicher Sc
die mangelhaften Einſichten vieler Lehrer we
ſchädlich wurden, wo in den Häuſern des mit
und gemeinen Standes noch alle die Tugend
Ehren waren, woraus ächte kräftige Charakte
wachſen; wo das Geſchäft, Menſchen zu bilden,
nicht mit Anſprüchen ſpeculativer Wiſſenſchaft e
nen, von manchem gewöhnlichen Handwerks
neben der täglichen Arbeit, faſt ohne die dun
Idee von Kunſt trefflich ausgeführt wurde.

Mag jedoch die erſte Bildung, die W. e
mehr darauf gegangen ſeyn, in ſeiner herrlichen
tur nur nichts zu verderben: es iſt ſehr wahrſch
bei den leichten Anſtalten, die damals die Erzi
machte: und vielleicht nur deſto glücklicher für
Denn Seelen, die eine höhere Weihe mit in's
bringen, bedürfen, wie Platon ſagt, gleich dem
der Atheniſchen Burg, bloß ſorgſame Aufbewah
welche dem Erziehungskünſtler, der ſelbſt dem
lichſten ſeinen gemeinnützigen Stempel aufz
nicht ohne Gefahr anvertraut wird. An W's g
ten Kenntniſſen aber ſcheint fremde Pflege den g
ſten Antheil gehabt zu haben. Der blind gew
Rector, deſſen Führer er wurde, ließ ihn für
Dienſt in ſeiner kleinen Bibliothek ſchalten, wor
nach dem Antriebe ſeiner gutartigen Laune las, an
ſten alte Sprachen. Er vernachläſſigte darüber, wi
uns berichtet, faſt alle Uebungen in der Mutte
che, d. i. in dem modiſchen Deutſch oder Und

erung, daß er beinahe in allem sein
r Lehrer g sen. Die allgemeinern
nisse in Geschichte und alten Sprachen mag
durch Unterweisung jüngerer Schüler erwei-
lebendiger gemacht haben; zu welchem vor-
Hülfsmittel der Selbstb ng ihn glückli-
seine Umstände nöthigten. Eine kurze Zeit
akademischen Jahren ging er noch, wie gleich-
ählt wird, auf eines der Berlinischen Gymna-
setzte dabei jenen Unterricht fort; doch er-
niemand, ob er zu Berlin Lehrer gefunden,
mit den classischen Sprac und mit alter
vertrauter gemacht, et solche, wie die
Verfasser der Märkischen Sprachleh-
en. Wie es scheint, war es nicht der Fall,
reits damals solche Schulm nner an den mei-
en seltner wurden.
so unbedeutend und von schwachem Einfluß

Beinaat, parum suppetiarum [illegible] manum, Graeca sure sariora. [illegible] bekannte er sich nach dem Wunsche seiner [illegible] zum Theologen; allein so wenig er sich [illegible] nach behülflichen Anstalten des Waisen[illegible] hatte, eben so selten scheint er die theolog[illegible] sich besucht zu haben. Nur einen einzigen [illegible] erwähnt er, wenn ich mich recht erinnere, [illegible] damaligen hiesigen Lehrern als den seinig[illegible] ist ein gewisser Gottfr. Sellius,*) [illegible] längst in Deutschland verschollener Mann, [illegible] nichfacher und achtungswerther Gelehrsam[illegible] der Welt, wie in den Wissenschaften, etwa[illegible] herschwärmte, und durch mancherlei [illegible] ging, wozu auch jenes bei W. gehört; [illegible] er seine Laufbahn nach der Mitte des [illegible] zu Paris als Französischer Schriftsteller [illegible] Uebersetzer. Es hat viele Wahrscheinlich[illegible] derselbe sey, den W. in einem Briefe an [illegible] als einen ihm ganz unbekannten Namen [illegible] In Halle, wohin W. im Jahr 1788 kam, [illegible] ser Sellius auf ein paar Jahre als [illegible] juristischen und philosophischen Facultät [illegible] er sich in Holland aufgehalten, wo er 17[illegible] rühmte Schrift: Historia naturali [illegible] dinis schrieb, worauf er theils weniges [illegible]

---

*) S. 70. dieser Briefe.

**) S. 535. Dasdorf. Samml.

[illegible]ichtsamkeit oder Geist der Untersuchung [illegible], auf was für Gegenstände sie gingen. [illegible] er von seinem folgenden Aufenthalte zu [illegible] er sich dort den mathematischen und medi[illegible] Studien ergeben (zu den letztern hatte er [illegible] die meiste Neigung) und dem Je[illegible] [illegible]amberger, der als Professor der Physik [illegible] eben in seiner Blüthe stand, vieles ver[illegible] [illegible] verdient von Halle nicht vergessen zu [illegible] hier die Ludwig'sche Bibliothek, die [illegible], wie es bei fleißigen Gelehrten geht, in [illegible] gerieth, W. ein ganzes halbes Jahr hin[illegible] [illegible] Gelegenheit gab, sich im Ordnen von [illegible] üben, wobei er das Vergnügen hatte, [illegible] Wunde des berühmten Besitzers einige Ver[illegible] [illegible]cipia) von Feudal- und Deutschem Staats[illegible] [illegible]pfangen.

[illegible] sollte man meinen, es könnte jemand nach

dem seinigen, der ihm selbst noch verborgen
Wahrscheinlich aber würde er auf keiner andern
Schule von Deutschland für die Elemente seiner
maligen Lieblingskenntnisse viel mehr gewonne
ben, außer etwa zu Leipzig, wo Gelehrsamkeit
Gründlichkeit im Studiren Ton war, und w
mals, neben andern Lehrern der classischen Lite
Christ eine kleine Anzahl von Zuhörern auch
den Ueberbleibseln alter Kunst bekannt machte,
durch Vortrag besser als durch seine hellen
Schriften wirkte. Vielleicht machte indeß W.
er beim Grafen Bünau war, oder zunächst wä
des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von
handschriftlich herumgehenden Heften des Chr
schen sogenannten Collegium litterarium, w
er manche nutzbare Notiz, selbst über das Tech
der Kunstwerke, aber freilich keinen allgemeinen
des Alterthums ziehen konnte. Gegen die
auftretenden Kunstschwätzer stand aber jener
wirklich sehr hoch; auch bezeigt ihm hie und d
seine Hochachtung, wie ihm von den Schülern
engern Kreises, z. B. einem Reiz, der mich o
ihm unterhielt, warme Liebe und Achtung nach
Tode (1756) zu Theil wurde.

Wer lange auf einer Universität lebte, und
Getreibe der Wissenschaften mit ansah, oder
selbst näher Theil daran nahm, muß auf un
nehme Betrachtungen gerathen, wenn er den
wie selten die vorzüglichsten Köpfe dadurch in

ege gewiesen wurden. W. scheint seiner
n Bestimmung erst in den acht Jahren, die
als Hofmeister, theils als Conrector der
Seehausen verlebte, um etwas näher ge-
eyn. In der letztern Stelle fing er zuerst
res Studium der Griechen an; so daß er
Bünau rühmen konnte, er lege den Sopho-
aus der Hand, und habe sein Exemplar
Bemerkungen und Vorschlägen zur Ver-
des Textes beschrieben. Hierbei mußten
der Lernbegier des gedrückten Schulmanns
Hülfsmittel abgehen, die damals von den
in England und Holland für Griechische
erschienen, und er sah sich ohne Zweifel
eroen dieser Wissenschaften aus dem 15ten
ert eingeschränkt. Denn in Deutschland gab
ntlich kein Studium des Alter-
nders, als in dem gemeinen Dienste von
rbenden Disciplinen. Glaubte man doch
später nicht, daß solche Kenntnisse als unab-
d für sich bestehend auftreten könnten; einer
sten Stimmführer meinte ganz neuerlich,
völlig um sie geschehen seyn, wenn sich end-
oderne Cultur andere Canäle als durch Bi-
orpus Juris eröffnete. So las und erklärte
damals die Alten, um sich besser zur Aus-
göttlichen und des Justinianischen Wortes
iten, wiewohl einige hervorstechende Män-
Sache wenigstens gründlicher trieben, und

ſelbſt im Latein correcter ſchrieben, als i
Hälfte des Jahrhunderts, ſeit dem Auft
Deutſchen Geſchmackslehre (Aeſthetik von
ſchmecke, wie Meier ableitete) von
Philologen geſchah.

W. erlebte die Frankfurter Aeſthet
Deutſchland (1750), welcher zwey Jahr
erſte Baſedowiſche Ankündigung der In
optima methodus erudiendae juventuti
ris nachfolgte. Beide den Alten unbek
noch jetzt nicht weit über unſere Gränzen
Wiſſenſchaften haben ſeitdem in Deutſchl
Papier gefüllt, und ſo viele Köpfe leer ge
die Anfänge derſelben wohl ein beiläufige
verdienen, wenn gleich W. an keiner von
theil nahm. Ihm wäre eher zu wünſch
daß er den Muth gehabt hätte, wie z
Deutſche um jene Zeit thaten, auf einig
Leyden zu wandern, um nach älterer gut
die Schönheiten der alten Sprachen kennen
die er der Seehäuſer Jugend mit gar nic
nem Beifall lehrte. Allein das Schickſal
einen andern Weg, auf dem er, unter G
ger gelehrt zu werden, bald eine Gattung
dien neu beleben oder vielmehr ſchaffen ſol
den Beſten vorhin einſeitig, von wenigen
nern mit Geſchmack, von niemand mit
griff der dazu nothwendigen Fähigkeiten
kenntniſſe, mit Einſicht in die Kunſt, und

dem Alterthum gleichgestimmten Gefühl getrieben wurden.

Die Jahre, welche er seit seinem dreyßigsten in der Nöthenitzer Bibliothek des Grafen B. hinbrachte, waren für ihn die einzige Zeit gelehrter Muße. Hier erst lernte er ohne Zweifel die bessern Subsidien in Ausgaben und Commentaren kennen, und legte den Grund zu den weitläuftigen Kenntnissen der Literatur, die man überall bei ihm antrifft. Was ihn aber als Bibliothekar am meisten auszeichnet, ist die nüchterne Selbstständigkeit, womit er sich den Verführungen entzog, denen der Ueberfluß gelehrter Hülfsmittel den gewöhnlichen Kopf aussetzt. Er wurde hier weder ein Literator, der, ohne sich um den Gehalt von Büchern zu bekümmern, Titel, Format, Insignien der Buchdrucker und andere typographische Merkwürdigkeiten dem Gedächtniß aufladet, und darüber die Denkwürdigkeiten der Literatur versäumt, kurz ein lebendiger Bücher-Katalog, noch ein aufgedunsener Compilator, der höchstens in der Alterthumskunde sich dem kleinen Dienste widmet, um hie und da ein historisches Datum in's Klare zu bringen, oder ein Häufchen Materialien für einen das Ganze umfassenden Schriftsteller zu bereiten. W. scheint seinen subalternen Bibliothekdienst, außerdem daß er ihm das Fortkommen in der Welt erleichterte, zur Einsammlung weniger und gediegener, übrigens gar nicht pedantisch einseitiger Kenntnisse genutzt zu haben. Pflichtliebe und Dankbarkeit gegen den Mann,

der ihn aus dem Schulstaube gezogen, machte ihm dabei solche Arbeiten erträglich, wie Excerpten für dessen Reichsgeschichte, für Deutsches Staatsrecht ꝛc. aus Büchern, deren Titel ihm kaum des Behaltens werth seyn konnten. Aber in den Stunden, die ihm die Berufsarbeiten übrig ließen, muß er sich nicht bloß vielerlei Auszüge zu eigenem künftigen Gebrauch gemacht, sondern auch einige der großen Schriftsteller Griechenlands im Zusammenhange gelesen haben. Zu dem ersteren Zweck mußten ihm vornehmlich die Schriften der Akademie der Inschriften nützlich seyn, in deren Mitte auch Caylus seine antiquarische Laufbahn begann. Ueberall darf das Verdienst dieser gelehrten Gesellschaft um die fruchtbare und den Bedürfnissen neuerer Zeit gemäße Behandlungsart des Alterthums nicht verkannt werden, um so weniger, da Deutsche Philologen der letzten Decennien, die den Strom solcher Kenntnisse auch zu den Weltleuten leiteten und weniger tief machten, das Muster der Franzosen mehr als irgend eines andern Volks befolgten. W's wohlgeordnete Lectüre zeigt sich demnach gleich in den ersten Schriften, mit welchen er auftrat; bald nachher aber, als er zum Schauen alles dessen gelangte, worüber er bisher nur Bücher befragen konnte, mit welcher literarischen Kunde aller Zeitalter sieht man ihn hervortreten und sich bei den gelehrten Antiquaren Italiens Achtung oder Neid verdienen! Wenn die meisten derselben, wie auch der Graf Caylus, mühsam zur immentu-

Unbelesene ſo leicht aus den rückwärts durch-
en Büchern (wie Cacus die geſtohlenen Rin-
ſeine Höhle ſchleppte) zur Blendung blöder
ſammenführt. Seine Maxime, nicht zwey
zu gebrauchen, wo ſich mit Einem ausrei-
e, diente ihm auch in dieſer Hinſicht zur
ur, und gibt allen ſeinen Schriften ein ſchö-
s und eine würdige Einfalt, die wenige Ar-
er Neuern haben.

enke man zunächſt, daß ſeine mehreſten Werke
ht lange unter Händen waren, wie ſchon die
errath, die er in 13 Jahren herausgab, und
s im Jahre der Wegſendung einer Handſchrift
ſter war als ſein Buch, manchmal gar vor
drucke, der ſich meiſtens unangenehm verzö-
ohne ihm doch Zuſätze und Verbeſſerungen zu
n. Nicht jeder möchte unter dieſen Umſtänden
ſchrieben haben. Wer würde es, der beſon-

das literarische Alterthum versehenen Bibliot
habt hätte. Denn gerade diese günstigere La
es ja, was manchem Gegner W's die Feder
Hand gab. Die besten unter ihnen hätte sich
Herbeischaffung tüchtigen Stoffes für die Ge
der Kunst wünschen mögen; so aber bearbei
darin einen Boden, worauf er so wenige Vor
hatte, daß eine kältere Ueberlegung vor einer
Arbeit erschrocken wäre. Denn welche Masse
ner kleiner Data müssen wohl durchforscht beis
seyn, um in diesem Theile von Geschichte etwa
endetes hervorzubringen! Allein schwerlich
er selbst ein Werk zu verfassen, dessen Wo
durchgängiger Fehlerlosigkeit aller historischen A
bestände, wenn er auch manchmal den Mund
voll nimmt: es gibt eine Menge fleckenloser
in denen just so viel Gutes ist, als ein Com
wieder ausziehen mag; und treffend ist auch
Art von Werken, was Longin von den poetisch
daß ein hoher Geist, der mitunter nicht gerin
ler begeht, den Vorzug vor dem geistlosen Fl
diene, der jeden Irrthum verhütet.

Allerdings fordern die Gesetze geschichtlich
tersuchungen, so wie die philologische Kritik, di
derselben, eine seltene Mischung von Geistesk
kleinlicher unruhiger Sorge um hundert an
ringfügige Dinge, mit einem alles beseelenden
Einzelne verschlingenden Feuer und einer Ge
Divination, die dem Ungeweihten ein Aerger

das den verwandten Sinn, ohne irgend einen
uf die Geschichte, ganz hinzunehmen vermag.
g er an, den Gelehrten, dessen Kenntnisse
otizen sind, als Schriftgelehrten zu verach-
d sich nicht einmal um die historischen Hülfs-
u bekümmern, die das Ausland darbot. Man
in einen undeutschen Stolz erkannt, und ich
hn deßhalb nicht eben loben. Aber sehr ver-
dünkt mich diese Denkart bei einem Manne,
e mit Hülfsmitteln besser ausgerüstete Archäo-
heils unter Kleinigkeiten und Schutt, in Dip-
nd Sandsteinen wühlen sah, theils solche, die
r zu Forschungen über die edlern Denkmäler
hätten, von dem Anschauen derselben ausge-
, ihres Zwecks verfehlen, und sich in das
phiren über Gegenstände, die man nicht ge-
nnte, zurückziehen. Denn so halfen sich da-
inige bessere Köpfe außer Italien, während
bloß Nachrichten von Kunstwerken sammelten,
nand deren über Geschichte der Poesie und Be-
keit sammeln kann, der niemals einen der gro-

man über den Styl eines Cicero, Livius, Tacitus ein Breites reden kann, ohne ein Bild davon in sich selbst, oder den vollen Geist in sein eigenes Wesen aufgenommen zu haben.

Indem W. dieses that, war es ihm möglich sich zu dem zu erheben, was die Blume aller geschichtlichen Forschung ist, zu den großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen und zu der tiefsinnig aufgefaßten Unterscheidung der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Style, worüber ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren. Doch über dieses Hauptverdienst W's maße ich mir keine entscheidende Stimme an, da mir meine bisherige Lage den Weg zu dem Innern dieses Studiums, nach meiner Art zu arbeiten, verschloß. Nur von W. als Gelehrten wollte ich einiges sagen, wo auf mich die Lesung dieser Briefe führte. Mehr je doch hierüber in das Einzelne zu gehen, ist meine Absicht nicht; sonst würde ich, neben einigen wenigen mißlungenen Conjecturen und Auslegungen der Alten, eine weit größere Anzahl glücklicher, aus trefflicher Sprach- und Sachkenntniß geschöpfter Erklärungen und Kritiken als Muster aufstellen. Auch ist es der Erwähnung werth, daß er niemals den auf alte Sprachen verwandten Fleiß selbst aufgab, während er fremde Beiträge gleichgültig entbehrte; daß er noch in Rom, wo kaum der Ort dazu war, vollständige Wortregister über die Griechischen Tragiker anlegte; daß er ausdrücklich einer Sammlung Conjec-

tanea in Graecorum auctt. et monumenta, als von ihm angefangen, gedenkt. Allein dann mißkannte er offenbar seinen Beruf, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorsatz faßte, an die philologisch-kritische Bearbeitung eines Griechen zu gehen. Einmal hatte er dazu den Platon im Sinn. Gewiß mochte er den Weltweisen, der ihn früher zu dem Idealischen in allen seinen Studien begeistert hatte, anders lesen als Nachbar Fischer mit seinem Möris, Thomas Magister und allen übrigen Magistern, die das Attische und gemeine Griechisch bei ihm unterschieden. Gleichwohl scheint es nicht, als ob ein Commentar von W. über Platon, in philologischer Hinsicht, beider Namen würdig genug hätte ausfallen können. Doch die ganze Idee mochte ihm in Rom von leichterer Ausführung dünken, gegenüber einem Giacomelli, den Stadt und Land den gelehrtesten Kenner des Griechischen nannte. Der Mann hatte wirklich eine ziemliche Kenntniß der Sprache und gesunde Beurtheilung; aber gegen einen Markland oder gar Valckenaer, die um dieselbe Zeit, wo jener ein paar Stücke des Aeschylus und Sophokles herausgab, über den Euripides arbeiteten, ist er eigentlich nur ein lobenswerther Anfänger. Kaum konnte er von solchen Schätzen alterthümlicher Gelehrsamkeit einen hellen Begriff haben, dergleichen dort ausgebreitet wurden.

W. hatte Einmal, seitdem er die Alten genauer zu studiren begann, sein ganzes Augenmerk auf dasjenige gerichtet, was auf Kunst und Künstler mehr

oder weniger bezüglich iſt; er hatte ſelbſt hierin
nicht alles erſchöpft, wozu ein weit gemächl
Sammeln und Prüfen nöthig war; aber er h
was aus den Alten gewonnen, was die Phi
von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar ni
nen, weil es ſich nicht aus, ſondern an ihnen
ßt — ihren Geiſt. Mit dieſem Geiſt ſch
alles, vornehmlich die Geſchichte der Kunſt;
zeigte ſich auch in den Unvollkommenheiten des
die meiſten Fehler ſind, möchte man ſagen,
Art, wie ſie gerade ein Grieche von der Alexa
ſchen Periode, d. i. vor der Ausartung des Grie
Genius hätte begehen können, und an deren
ſtrung ſich die nachherigen Grammatiker in de
ſen müßig üben mochten. Indeſſen wer ſollt
wünſchen, daß den W. Schriften ein Gleich
Sprachgelehrten und Geſchichtforſchern wide
daß ſich ſogar mehrere verbänden, jede Abw
von der ſtrengſten Wahrheit ohne Leidenſchaft
zeigen, wenn W. bald etwas anderes aus
der Alten entwickelt, als ſie enthalten, bald ſo
Sachen etwas zu viel oder zu wenig zu thun
Auch verdiente beigetragen zu werden, was ſi
der Münzkunde, der er den wenigſten Fleiß wi
zuweilen zur Widerlegung, öfter vielleicht zur
gung ſeiner Ideen ergibt. Es ſollte überall
hen, was W. ſelbſt, in Verbindung mit Leſſi
den Jahren des ruhigen Ueberblicks ſeiner La
hätte thun können, um ſeine Grundſätze zu gr

zu bringen, alle Bedingungen derſelben ge-
zuwägen, und da, wo er wie ein Seher ſo
ßere und kleinere Erſcheinungen in Einen
nimmt, als Deuter und Dolmetſcher ihm
)en.

abe ich mich mit einem Gedanken getragen,
eifügen will. Sollte nicht endlich der Wunſch
ſtändigen Sammlung der Schriften Winckel-
unter dem Volke rege werden, das ihm ſo
ationalruhm bei den Ausländern verdankt?
e es dann nicht rathſam und der Wiſſen-
derlich, ſowohl das, was andere bereits ge-
Behauptungen mit Grund erinnert haben,
ine tiefer eingehende Prüfung jeder Schrift
and gäbe, in Supplementen hinzuzuthun?
dieß in Verbindung mit ächten Freunden
iern der Kunſt, ſo wäre jede Forderung be-
nd es würde dann deutlich werden, wie ſich
ihn gewonnene gegen das, was etwa abzu-
er umzuprägen wäre, verhielte.
das in dieſem Bande dem Publicum Vorge-
u Veranlaſſung, Luſt und Muth geben!

Philipp Hackert.

Der

Durchlauchtigſten Fürſtin und Frauen

Maria Paulowna

Großfürſtin von Rußland

Erbprinzeſſin

von Sachſen-Weimar und Eiſenach

Kaiſerlichen Hoheit.

Durchlauchtigste Fürstin,
Gnädigste Frau,

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günstige Sterne. Diese höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusetzen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchstdieselben mit gleicher Gesinnung die Werke so wie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen, und sie auf mannichfaltige Weise aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der schönen Künste, wozu Ew. Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Talente verliehen sind. Wie beglückt muß ich

schätzen, daß die Zeit ai ſſparen wollte, um ein
Zeuge und Beken Vorzüge zu ſeyn, und
mich unter diejeni zu dürfen, die ſich Höchſt-
ihro Gnade und H rfreuen haben, deren Fort-
dauer ſich in tiefſter ig empfiehlt

Ew. Kaiſerlichen Hoheit

Weimar, den 16 Febr. 1811.

unterthänigſter Diener
J. W. Goethe.

Jugendliche Anfänge.

---

ipp Hackert ist zu Prenzlau in der Ucker=
15 September 1737 geboren. Sein Vater,
lben Vornamens, Porträtmahler aus Berlin,
nglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen
von Schwedt, sodann des darauf folgenden
sinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hes=
nstadt. Sein Großvater väterlicher Seite,
gsberg gebürtig, mahlte unter Friedrich Wil=
Ersten.

p Hackert war von seinen Eltern dem geist=
tande gewidmet, und sollte deßhalb auf der
s Prenzlau in allem Erforderlichen, beson=
in den orientalischen Sprachen, unterrich=
n; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent
e sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu

die nothwendigsten besuchen und sonst recht zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeic Mahlen.

Schon im eilften Jahre hatte er ein Po Generals Ziethen zu Pferde, im verjüngten M in Oel copirt; und da sein Vater eine auf lich schöne Sammlung von Aurikeln und-anl men im Garten hatte, so mahlte er Blumen der Natur, und half seinem Vater bei ver kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbpri Hessen-Darmstadt, der damals als Genera ment ein Infanterie-Regiment in Preußen dirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Ar dem fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu konnte der fernern Entwicklung der Fähig jungen Künstlers eben nicht sonderlich gün weßwegen ihn sein Vater im Jahre 1753, n sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Ha daselbst angesessenen Bruders schickte, unter sicht und Leitung er seine Talente ausbild Diese war denn aber bloß mechanisch: denn d der sich nur mit Decorationsmahlerey auf und Wänden abgab, auf welche er das damal lin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, u Blumen verwebt, in Oel- und Wasserfarben hatte keine allgemeineren Kunstbegriffe, u den jungen Mann keineswegs fördern, so diente sich vielmehr der Kenntniße, der gro

tigkeit und des beſſern Geſchmacks ſeines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwey Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er ſeine techniſche Fertigkeit auf mancherlei Weiſe zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er ſich, aus Gutmüthigkeit und Freundſchaft für ſeinen Onkel, ob ihm gleich dieſe Art von Thätigkeit keineswegs anſtand, nicht ſobald zu einer Veränderung ſeiner Lage entſchließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genie's in ihm entdeckend, auf alle Weiſe in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und ſeine Talente und ſeinen Fleiß edlern Gegenſtänden der Kunſt zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derſelben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entſchloß er ſich eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um ſo fleißiger beſchäftigt, getreue Copien von guten Gemählden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu ſeinem eigenen Studium und beides zu ſeinem Unterhalte, für den er nun allein zu ſorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals ſchon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit ſeiner außerordentlichen Liebe zur Kunſt, ihm in der Folge ſo ſehr zu Statten kam und ihn bis an ſein Lebensende nicht verließ. Zugleich verſäumte er nicht, ſich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterſtützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der näh
Bekanntschaft mit Herrn Le Sueur, damalig
Director der Akademie in Berlin, um dessen Achtu
er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bei
legenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der ju
Künstler leisten konnte, näher kennen und schä
lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Z
reitung der Farben nach eigenen Grundsätzen und
fahrungen, und mit chemischen Versuchen, die sich
auf beziehen, abgegeben; hatte aber von der dam
noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Ö
farben beim Mahlen zu bedienen, nicht den geringe
Begriff. P. H. theilte ihm mit Vergnügen seine Kun
nisse mit; und da Herr Le Sueur bei dieser G
genheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile
Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so
förderte er, auf die verbindlichste Weise, die Stud
des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen H
als durch besondre Empfehlung, so daß derselbe
diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, d
cher gerade damals für König Friedrich den Zweyt
durch den Director Oesterreich und den Handl
mann Gozkowsky, eine Sammlung anschaffte, w
sonst auch mit Gemählden handelte. Dieser gab d
jungen Künstler Gelegenheit, durch Copiren der beß
Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen U
terhalt und zu Fortsetzung seiner S ien bedurf
zu verdienen.

ich und ausschließend der Landschaftsmah-
widmen; wobei er ihm alle mögliche Unter-
nd Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser
i glücklichen Zufall ertheilte Rath bestimmte
für diese Gattung, und schenkte der Welt
esten Meister in derselben.

fertigte hierauf manche fleißige Studien,
er mit vielem Verdienst ausgeführte Copien
de Le Lorrain, Swanenfeld, Mou-
Berghem, Asselyn u. s. w., welche bald
Hofrath Trippel ins Publicum zerstreut
nd, ohne den Künstler weiter bekannt zu
rschwanden, bis er endlich, geleitet von sei-
n Genius und mit einem, durch jene Ori-
die besondern Schönheiten der Natur auf-
worbenen Auge, mit vollkommen geübter
nach der Natur, wenigstens theilweise, was
önen Bäumen der Thiergarten bei Berlin

daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder
Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen
Denn da gar oft die erste Erscheinung der
eines jungen Künstlers dessen künftige Rep
wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Gr
entscheiden pflegt, so war Herrn Le Sueur
ständiger Rath, einige Jahre im Stillen hin
arbeiten, bis man mit gegründetem Anspr
Beifall, und nicht bloß auf precaire Nachsicht, in
licum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der
bei Roßbach gegen 500 Französische Officiere als
gefangene nach Berlin kamen, und viele davon
rem Landsmanne Herrn Le Sueur Bekan
machten, und gelegentlich an Hackerts Arbei
fallen bezeigten, so veranstaltete jener, daß
der junge Mann zu seiner Kunstbildung bis
fangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal
eine runde Summe, den militärischen Kunst
überlassen wurde; wodurch zugleich manche
ßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen
compromittiren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe
setzte P. H. in den Stand, die seiner Kunst
lichen Hülfsstudien mit mehrerer Bequemlichk
zusetzen. Er hatte auf der Mahlerakademie
ersten Gründe der Geometrie, Architektur
spective erlernt; nun aber wiederholte er die
matik vollständiger, indem er wöchentlich

rofeſſor Wagner Privatſtunden in ſeiner Woh-
ung hielt; wobei er des Tages über an ſeinen Stu-
en im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr im-
er beſſer von Statten gingen. Auch hatte er während
eſer Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ram-
r, und was für ſeine Einſichten überaus zuträglich
d ihm ſehr erwünſcht war, mit Herrn Sulzer
kanntſchaft zu machen, mit welchen und andern Ge-
rten und Kunſtfreunden er die meiſten Abende in
ſellſchaft zubrachte.

Der Umgang mit ſolchen Männern gewährte ihm
ht nur den Vortheil, daß er durch ſie zu einem gu-
n geſellſchaftlichen Tone gebildet, und bei andern
e für ſein perſönliches Verdienſt günſtige Meinung
eckt wurde; ſondern der Geſchmack und die unge-
inen Kenntniſſe dieſer Männer ſchärften ſein Ge-
l und ſein Nachdenken; ja er war gewohnt, ſich
jeder Wahl auf das Urtheil derſelben zu verlaſſen.
eſes gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Dieſem
anne verdankt Hackert einen großen Theil ſeiner
heren Bildung; auch ſprach er immer mit ausge-
chneter Verehrung von ihm, und deſſen Wörterbuch
eb dem Künſtler bis an ſein Ende kanoniſch.

Mit vielem Fleiße ſetzte er immer ſeine Arbeiten
r, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals
unruhigt wurde, beſonders als der General Hab-
k mit ſeinem Corps, und im folgenden Jahre Ge-
ral Totleben mit einem Corps Ruſſen und Oeſter-
icher Berlin heimſuchten. Doch hinderte dieſes nicht

den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwey vorzüglich gelungenen Gemählden, auf Anrathen seines Meisters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Aussichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorstellten, und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher sehr wenige etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gozkowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keinesweges unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen da in der Gegend um Berlin, außer manchen herrlichen Baumpartie, die Natur wenig mahlerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer um ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu seyn, denn eine solche Reise, auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Er-

Erſter Ausflug.

Herr Sulzer hatte um dieſe Epoche Herrn
alding, damaligen Propſt in Barth, und auf
derſelben Reiſe, den Baron Olthoff in Stral-
, welchem Gelehrte und Künſtler gleich willkom-
waren, beſucht, und, nach wiederholten Empfeh-
gen der Talente ſeines jungen Freundes, demſel-
die Erlaubniß bewirkt, perſönlich aufwarten zu
en.

P. H. trat alſo im Julius 1762, in Geſellſchaft
Porträtmahlers Mathieu, die Reiſe nach Stral-
an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer
richtung ſeines Hauſes beſchäftigt antraf. Er
de von der ganzen Familie aufs freundſchaftlichſte
genommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch
ichte ſeine Gegenwart ſeinen Gönnern zum Vor-
l: denn er führte bei den neuen Zimmerverzie-
gen einen durchaus beſſern Geſchmack ein, und de-
rte ſelbſt einen großen Saal mit Architekturſtücken
Landſchaften, die er auf Leinwand mit Leimfar-
ausführte.

In eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der
el Rügen das Gut Bolwitz, wo er, als unverhei-
et, bei ſeiner alten Mutter, ſo viel es ſeine wich-
n Geſchäfte zuließen, gern wohnte, viel Geſellſchaft
ahm, und nebſt einem jungen Spalding, die
Gebrüder Dunker, ſeine Neffen, durch einen
ickten Hofmeiſter, den er aus Sachſen hatte kom-
laſſen, unter ſeinen Augen erziehen ließ. Hier

wurde nun wieder, da die Natur etwas sch
mannichfaltigere Gegenstände als bei Berl
mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier rad
zugleich, zum Zeitvertreibe, sechs kleine La
welche Aussichten der Insel Rügen vorstelle
unter den Blättern seiner Werke befinden.
dabei keine andere Anweisung als das
Abraham Bosse: De la manière de grav
forte, et au burin; und die Probedrück
aus Mangel an einer Presse, auf Gyps ge
dessen war ihm sein Aufenthalt bei Oltho
als einer Rücksicht nützlich, da er ihm sch
und gute Gesellschaft zu einer vortrefflich
diente.

Im May 1764 reis'te Baron Olt
Stockholm, wohin er Hackert mit sich nah
Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler
sich wieder eine Menge Studien, mahlte m
Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für
verfertigte mehrere Zeichnungen für die
und ging mit Aufträgen vom Baron Ol
September wieder nach Stralsund zurück,
dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur
Geschmack an solchen Beschäftigungen gewo
ward in froher zahlreicher Gesellschaft, wel
gesetzt Gelehrte und Künstler beiwohnten,
gezeichnet und gemahlt. Hackert verfertigte
eine Menge Porträts in schwarzer und weiß
und vollendete in seiner ihm eigenen Ma

oßen Saal und ein Cabinett in Leimfarbe. Zugleich
tte er einen der Neffen des Barons, B. A. Dun-
r, in den erſten Grundſätzen der Kunſt unterrich-
, ſo daß dieſer ſein theologiſches Studium, mit Be-
lligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunſt
rtauſchte. Als dieſer den glücklichen Fortgang nach
rlauf einiger Jahre geſehen, entſchloß er ſich, ſeinen
ffen unter Hackerts Aufſicht nach Paris zu ſchicken.

Reiſe nach Paris.

Sie reiſ'ten beide im May 1765 von Bolwitz nach
mburg ab, von wo aus ſie ihre Reiſe nach Frank-
ch fortſetzen wollten. Die Kaufleute, an die ſie in
mburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff ge-
en, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen
timmt war. Sie ließen ſich überreden, dieſe Reiſe
Waſſer zu machen, wobei ſie an Zeit und Koſten zu
innen hofften; allein ſehr ſchlecht entſprach der
folg ihren Erwartungen: denn unausgeſetzt con-
re Winde zwangen das Schiff, nach einer mißli-
n Seefahrt von ſechs Wochen an Englands Küſte
landen, wo ſie denn nach Dower gingen, um mit
n Packetbot von da nach Calais überzuſetzen.

Dieſe zufällig längere Seereiſe hatte indeſſen auf
ckerts Talent einen ſehr wohlthätigen Einfluß;
an da ſie durch immer widrige Winde gezwungen
rden, zu drey verſchiedenen Malen wieder zurück
die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge

anderer Fahrzeuge von allen Gattungen
stadt auf der Stoer lange auf günstigen Wi
mußten, so zeichnete Hackert, aus Mang
Gegenstände, Seestücke nach der Natur, wie
immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die
gem am nächsten gelegenen Schiffe nach, gru
unter Matrosen, wie sie sich ruhend, oder in
sältigen Verrichtungen darstellten; und so
dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack
cken, den er nachmals mit dem glücklichst
cultivirte.

P a r t i e.

Im August 1765 langte P. H. mit
Dunker in Paris an. Dieser kam auf
Studium des Herrn Vien und nachmals
Hallé; wobei er jedoch immer unter Ha
sicht blieb, indem er fortfuhr, bei denselben

Der bekannte Kupferstecher Wille,
mit sich aufs Land genommen, um dasel
schaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen
Bauerhüttchen, mit den daran liegenden Kra
und Obstbäumchen ängstlich auf ein Qua
sammenzustoppeln, konnte P. H., dessen Aug
an große Gegenstände gewöhnt war, wenig
deßwegen er lieber in seiner Art, wenn sich
eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeut

e, dieſe ſogleich zum Gegenſtand wählte, um
iner Kunſt fortwährend zu ſtärken.
ld er in Paris durch ſeine Arbeit zu gewin=
ng, ließ er ſeinen Bruder, Johann Gottlieb,
eben dieſer Art von Landſchaftsmahlerey ge=
hatte, von Berlin dahin kommen, während
in Geſellſchaft der Herren Perignon und
n eine Reiſe zu Fuß in die Normandie bis
Grace machte, in der Abſicht, bei jeder ſchö=
end nach Gefallen zu verweilen, um die in=
ſten Ausſichten mit Bequemlichkeit aufzeich=
nnen.
glänzenden Glücksumſtände des Baron Olt=
tten ſich indeſſen ſehr verfinſtert. Er war zu
ng der noch rückſtändigen, von ihm während
njährigen Krieges, gemeinſchaftlich mit dem
rath Gieſe, für die Schwediſche Armee ge=
Geldvorſchüſſe nach Stockholm gegangen. Al=
etzt die Mützenpartey die Oberhand behielt,
er eines beträchtlichen Theils ſeiner Forde=
ür verluſtig erklärt, und ſo war ihm die fer=
erſtützung ſeines Neffen Dunker in Paris
h, daher Hackert durch eigenes Verdienſt für
terhalt ſorgen mußte.
war ihm durch die Bekanntſchaft mit den
ten Künſtlern in Paris, welche ihn überall
n, leichter geworden. Er gewann unter an=
Beifall und die Gunſt des Biſchofs von
us der Familie der Fürſten von Monaco

Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrer
nach dem Landsitz Ivri kommen, um die schö
sichten nach der Natur für ihn zu zeichn
mahlen; welche Arbeit ihm sehr gut gezal
während dessen zugleich sein Bruder, der
zurückgeblieben war, durch Verfertigung ve
Staffeleygemählde, nach den von P. H. zu
machten Zeichnungen, von gedachtem Herr
che Summen bezog, welche beiden Brüder
Anfange des zweyten Jahrs ihres Aufentha
ris eine ganz bequeme Existenz sicherten,
wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und K
mählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele
Wagner in Dresden verfertigte Gouache=
ten gekommen, und diese Art Mahlerey gefi
gängig, daß jederman kleine Cabinette
doirs mit Gouache=Gemählden und Handz
verziert begehrte. Besonders hatte Herr N
erster Mahler des Königs Ludwig XV,
entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zei
ners kleine Gemählde als ganz allerliebste
der Kunst in allen Gesellschaften und hatt
seinem eigenen Cabinette vier Stücke dav
Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sey,
leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke d
Publicums durch ihre Talente klugen V
ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Go
ben, und nachdem sie einige kleine Stücke

einander vermehrten in kurzer Zeit den
e Bekanntſchaft der beiden Künſtler in
, daß ſie unausgeſetzt gut bezahlte Arbeit
mehr dringende Beſtellungen, als ſie bei-
unten. Zur einiger Erholung und Ruhe
lsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Ge-
: angenehme Tour längs der Seine in
ie, und von da in die Picardie, um neue
h der Natur zu ihren Arbeiten zu ſam-

tte ſich indeſſen, von der Provence aus,
oſeph Vernet nach dem beſten Künſtler
kundigt, welcher ſeinem eigenen Urtheil
Talent hätte, die ſo berühmten Verneti-
La tempête und Les baigneuses, durch
s Kupferſtich bekannt, beide in Oel in
er Originale zu copiren. Der Künſtler
zu dieſer Arbeit vor, und ſie gelang ſo

aus Eifersucht, heimlicher Weise das Bild des
pète mit einem Messer in der Quere durch
Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach
geschickt und glücklich restaurirt; den Thäter
abscheulichen Handlung aber hat man nie entde

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre
drey Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der
vermehrte sich; Philipp Hackerts Werke wurden
züglich honorirt; sie wußten eine lange Anwe
des Erworbenen zu machen und befanden
günstigen Umständen. Hierdurch war P. H. so
lich seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron
hoff, welcher im Jahre 1768 die ihm gleic
vom siebenjährigen Krieg her noch rückständigen
der in Frankreich zu erheben, nach Paris gek
war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung de
rons von Breteuil, vormaligen Französischen
schafters in Schweden, eben so wenig Glück
mals in Stockholm fand, mit einer ersparten
von 100 Louisd'or bei seiner Rückreise zu
hen, ohne sich auf den Wiedererſatz dieſes
von diesem rechtschaffenen und sehr unbillig
ten Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüder
Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der
Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzu
d sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig
ilden. Diese Neigung, welche zu befriedig
kommen im Stande waren, wurde nun durch

th ihrer Freunde völlig bestimmt, und die Reise
h Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Bei
e aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters,
nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister
sie fiel, vereitelt worden.
Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch
uphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nis
s und Arles die Ueberbleibsel des Alterthums zu
hauen, über Marseille, Toulon, Antibes, nach
ua, wo sie eine Menge neuer Studien sammel
; dann gelangten sie über Livorno, Pisa und Flo
z im December 1768 glücklich und gesund nach
m.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, so
ch in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom,
vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und
Alterthums besehen hatten, setzten sie ihre Stu
n, sowohl in der Französischen Akademie nach den
tiken, als Abends nach dem Modelle fort. Auch
te sich der im Palast Farnese wohnende Cardinal
sini, nach dem Tode Papst Clemens des XIII,
zzonico, in das Conclave begeben, wodurch un
n Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde,
es der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die
lerie der Carracci, in gedachtem Palaste zu be
yen; welches meist in Gesellschaft des Bildhauers

Sergel und des vom Französischen Hofe pensionirten Mahlers Callais geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und so weiter, um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft mahlten sie einige kleine Landschaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, in denen sie auf jener Reise die Umrisse gebildet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinah ein ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drey Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand, zwey Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom einer Höhe gelegene Villa Madama war in dieser Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume das durchaus Mahlerische der ganzen Gegend, ein er Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend

r der Ort des Theaters, wo zum ersten Male
iarini's Pastor Fido aufgeführt worden war,
t den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich
sich alles seit jener Zeit sehr verändert, die
lla selbst ist nach und nach in Verfall gerathen,
d die anliegende Gegend ist in Weinberge und
erfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung bei
n Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz
ueme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide
über diesen Aufenthalt auf zwey Monate, um,
bst andern Studien, die ihnen aufgetragene Ansicht
Peterskirche für Lord Exeter zu mahlen, worauf sie
r Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Her-
nslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in
el-, Leim- und Wasserfarben auf mannichfaltige
eise nachzubilden.

P. H. mahlte unter andern daselbst den berühm-
n Wasserfall, ein drey Fuß hohes Bild, ganz nach
r Natur fertig, mit dem er zwey Monate lang, des
chtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um die-
lbe Stunde beschäftigt war.

Im October machten sie beide, in Gesellschaft des
laths Reifenstein, eine Fußreise nach Licenza,
r ehmaligen Villa des Horaz, und weiter nach Su-
aco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aus-
cht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina
ach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise
achten sie alle drey durchaus zu Fuße, wobei ein

Esel ihre Portefeuilles und Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studiren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solche solide Studien der Landschaft, seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains, vernachlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg eben so gut zum Wahren, als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionirten Mahler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines schönen Ganzen, unvollständig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur skizzirt, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe, und selbst Gemählde, ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit schönem W ausstaffirt waren, wovon Johann Hackert be- sc es ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beide n Neapel, wo sie an den Englischen Minister, den ter Hamilton, empfohlen waren. Johann mahlte daselbst für Lady Hamilton, nebst einem Paar

Bouache-Gemählden, drey ihrer Hunde nach
n, und Philipp für den Ritter die durch
ährige Eruption des Vesuv entstandenen be
Montagnuoli, nach verschiedenen Ansichten,
nige nachmals sehr schlecht für das Werk
legrei in Kupfer gestochen wurden.
Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fie-
en, von welchem er durch seinen, damals
land zurückgekommenen Freund, den geschick-
Cirillo, wieder hergestellt und zu einer
econvalescenten heilsamen Veränderung der
Vietri und Lacava gesendet wurde.
erinnert sich nicht mit Vergnügen der mah-
Gegend von Nocera de' Pagani bis nach
hin, und wie mannichfaltigen Stoff zu herr-
ndschaftsgemählden sie dem Auge des Künst-
ietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer
wie die Küste von Amalfi, schon vormals
or Rosa's Einbildungskraft so glücklich
hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht
ls die gesunde reine Luft auf seinen Körper

war sein Fleiß daselbst ungemein thätig;
ergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an
rmen Augustabende von einer plötzlich herab-
Wolke sich durchnäßt und erkältet fand.
h ward in seinem noch schwachen Körper ein
ier Rheumatismus erzeugt, von dem er erst
reren Monaten, durch seinen Freund Ci-

rillo, besonders mittelst der Seebäder : herge-
stellt wurde, so daß er im November l eidigen Jah-
res mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom an-
treten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die Russische Kai-
serin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetrof-
fen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchin, Katharina der Zweyten, den Befehl erhalten, zwey Gemählde verfertigen zu las-
sen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre, 177 den 5ten Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlac und ferner die zwey Tage später erfolgte Verbrenn der Türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit, mit dem Bed daß man ihm alle zu dieser ganz eigenen Darstel wesentlich nöthigen Details auf das genaueste theilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm ga gab, waren auf keine Weise hinlänglich, da Künstler danach ein lebhaftes, und der verl Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte tigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem

der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher P. H. den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiſte er sogleich dahin; fand aber eben so wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attake und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffscapitäne selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunct des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen seyn wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt gegangen. Das einzige was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Commentur des Maltheserordens, Massimi, ein Mann von Talenten nnd Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als P. H. gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre-

Admirals Greigh, eines Schotten in [illegible] Diensten, mit Beihülfe obgedachter Ze[illegible]ung des Ritters Massimi, zwey theils geometri[illegible] aufgeri[illegible]sene, theils in's Perspectiv gezeichnete Hauptplan[illegible] zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweyer, sechs Gemählde in einer Zeit von zwey Jah[illegible]ren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstel[illegible]lungen folgende seyn sollten.

Das erste: die am 5 Julius 1770 von der [illegible] Linie geordneten Russischen Flotte gemachte [illegible] auf die in einem Halbcirkel vor Anker gelegene Tür[illegible]kische Flotte.

Das zweyte: die Seeschlacht selbst, besonders [illegible] in derselben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff [illegible] einem Russischen Vice-Admiral-Schiff verbrannt, [illegible]ses aber wieder von jenem angezündet wird und bei[illegible] verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Ha[illegible] von Tschesme, und wie sie von der Russischen Fl[illegible] verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer Russischen [illegible]cadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der [illegible]reitung der Russischen Brander, um die fein[illegible] Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der Tür[illegible] Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7 Julius.

Das sechste endlich: die triumphirende [illegible] Flotte, wie sie, beim Anbruch des Tags, von [illegible]

en ließ Graf Alexis Orlow dem Künst-
Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden ge-
, 300 Zechinen auszahlen, so wie P. H.
r, unter dem Namen des Postgeldes, für
von Rom nach Livorno, von der Kaiserin
en erhalten hatte. Bald darauf traf die
e höchste Genehmigung dieser vorgeschlage-
ein; der in Rom sich befindende General
chuwaloff erhielt sie, mit welchem so-
October 1771 ein schriftlicher Vertrag über
eit und pünctliche Vorstellung der sechs
iebenen Gemählde aufgesetzt, und der Preis
derselben auf 375 Römische Zechinen regu-
so daß das Ganze sich auf mehr als 12000
ief.

ste Gemählde, welches der Künstler in Ar-
war jenes von der Schlacht selber, in dem
r Momente, da beide Vice-Admiral-Schiffe

Livorno kam; so versäumte P. H. diese Ge
nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufin
sowohl vom Grafen Orlow, als von dem
Admiral Greigh zu erfahren, ob und wie w
diesem Bilde, durch die Ausführung jener
mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des A
erreicht, und dem Verlangen dieser Herren
geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Ge
welches die Verbrennung der Türkischen F
Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu
abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht tr
nug war, um zur Landreise aufgerollt we
können.

Der vollkommene und allgemeine Beif
jenes große, zu Pisa in einem Saale des
Orlow aufgestellte Gemählde, sowohl vor
Herrn als von allen anwesenden Seeofficie
eine entscheidende Weise erhielt, war für den
ler höchst schmeichelhaft, so wie die getreue Da
dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Sie
selben um so interessanter war, als er ger
eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das
Schiff, Rhodus, welches sie von der verb
Flotte der Türken gerettet hatten, nunmeh
es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Gr
ganaen war, so daß solches zur Erhaltung
denkens an diesen ruhmwürdigen Vergang nu
auf dem Bilde existirte.

en war auch jenes kleinere Gemählde, die
ung der Flotte vorstellend, angekommen,
e im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall
nen; nur war Graf Orlow mit dem Ef=
entzündeten und in die Luft aufsteigenden
welchen Moment man auf dem Bilde vor=
hatte, unzufrieden. Es war beinahe un=
ine, der Wahrheit eines solchen, vom Künst=
it Augen gesehenen Ereignisses deutlich
ide Vorstellung, selbst nach den besten Be=
n der See-Officiere, zu geben. An diesem
mußte die Ausführung eine der größten
keiten finden. Graf Orlow entschloß sich
lich auch dieses Hinderniß auf eine ganz
ndiose Weise zu heben, und die wirkliche
g einer solchen Begebenheit, durch ähnliches
einer gerade auf der Rhede vor Anker lie=
ussischen Fregatte, dem Künstler zu geben,
ch anheischig machen würde, diesen Effect
der Wahrheit wie das Feuer auf dem
der Schlacht darzustellen.
raf hatte sich die Erlaubniß dazu sowohl von
enen Hofe, als auch vom Großherzog von
erbeten, und nun wurde gegen Ende des
dachte Fregatte, die man mit so viel Pul=
um Aufsteigen nöthig war, laden ließ, sechs
n Livorno auf der Rhede, bei einem ganz
yen Zulauf von Menschen, in Brand ge=
in weniger als einer Stunde in die Luft

geſchleudert; zuverläſſig das theuerſte und k
Modell, was je einem Künſtler gedient hat,
man den Werth der noch nutzbaren Material
ſer alten Fregatte auf 2000 Zechinen ſchätzte.

Das Schiff brannte beinahe drey Vier
den in den obern Theilen, ehe ſich das Fe
Pulverkammer, die heilige Barbara genann
theilte. Erſt durchlief die lodernde Flamm
ein Kunſtfeuerwerk, nach und nach alle Segel
und die übrigen brennbaren Materien des
als das Feuer an die Kanonen kam, die m
Holz gemacht und geladen hatte, feuerten
nach und nach alle von ſelbſt ab. Endlich,
die Pulverkammer erreicht war, that das G
plötzlich auf, und eine lichte Feuerſäule, breit
Schiff und etwa dreymal ſo hoch, ſtieg empor
dete feurige, mit Gewalt und Geſchwindigkeit
ſchleuderte Wolken, die durch den Druck de
Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnen
erhielten, indem ſich Pulverfäſſer, Kanonen
dere emporgeworfene Trümmer des Schiffs m
herumwälzten, und der ganze oberſte Theil mi
ſchwarzen Rauchwolken überdeckt war. Na
drey Minuten verwandelte ſich dieſe ſchrecklich
ſäule in eine blutrothe Flamme, aus deren
eine durchaus ſchwarze Säule von Rauch aufſt
ſich eben ſo wie jene in ihrem oberen Thei
breitete, bis nach etwa eben ſo langer Zeit a
Flamme erloſch, und nur noch der ſchwarze

ohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchter-
ch, über der Region des verbrannten Körpers empor-
hwebte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs,
ach allen seinen Theilen, retouchirte der Künstler
chmals das Gemählde von der Verbrennung der
lotte, zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow,
nd vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen
ilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

Er hatte, während derselben, sieben Reisen nach
ivorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen für's
ostgeld bezahlt wurde. Ferner mahlte er für die
ussische Monarchin sechs andere Bilder, von eben
er Höhe zu acht, und der Breite von zwölf Franzö-
schen Fuß. Zwey derselben stellten ein, von einer
ussischen Escadre gegen die Türken erfochtenes
reffen bei Mitylene und die daselbst erfolgte Lan-
ung vor, noch zwey andere ein Gefecht der Russi-
chen Escadre mit den Dulcignoten; das fünfte einen
eevorfall in Aegypten; das sechste endlich das, ein
ahr nach dem vorigen, nochmals bei Tschesme er-
olgte Gefecht.

Die zwölf Gemählde sind in Peterhof in einem
igens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in
elchem der Eingangsthüre gegenüber das Portrait
Peters des Großen, als des Stifters der Russi-
chen Seemacht, und sodann das Portrait von Ka-
tharina der Zweyten sich befindet, unter deren

Regierung die Russische Seemacht außerordentli
fördert und jene glorreichen Siege erfochten wo

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit, nebst e
ansehnlichen Gewinn, einen eben so frühzeitige
soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, we
das sonderbare, viele Monate vorher in allen Ze
gen Europens angekündigte, kostbare Modell v
sachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreite

Familien-Verhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vi
von Engländern bestellten Arbeiten, selbst nach
don; und als diese im folgenden Jahre, bei Gel
heit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung,
mein bekannt wurden, vermehrte sich der Ru
Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbe
Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande
mer schwächer, so daß er im October des näml
Jahres in Bath, wohin er sich, solche wieder h
stellen begeben hatte, noch ehe er volle neun
zwanzig Jahre zurück gelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundsc
für seine Beerdigung, und die schon damals berü
Deutsche Künstlerin, Angelica Kauffmann
Güte für die Uebersendung seines nachgelassenen
sitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den
der, Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod

allerdings ein Verluſt für die Kunſt. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieſes jungen Künſtlers, und wer ſie ſah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn ſeinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite geſetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieſes geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen ſo ſchmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende deſſelben Jahrs eine Reiſe nach Neapel unternahm, um ſich an veränderten Gegenſtänden und Geſellſchaften von ſeiner Trauer zu erholen. Daſelbſt hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774 verſchiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geſchehenen Ausbruch des Veſuvs, zu verfertigen, welche er nach ſeiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemählden benutzte.

Wenige Wochen, ehe ſein erwähnter Bruder Johann nach England abreiſ'te, waren zwey jüngere Brüder, Wilhelm und Karl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte ſich der Geſchichts- und Porträtmahlerey gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieſer Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er ſeinem Meiſter nach Toscana, und zog endlich von Livorno mit einer kleinen Ruſſiſchen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeiſter einer Akademie, im 32ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Carl hatte einige Jahre in Rom,

unter Anleitung seines Bruders, Landsch[illegible]
und häufiger noch in Gouache gemahlt. Er [illegible]
sich nachmals 1778 in Genf, und als sich die [illegible]
chen Unruhen daselbst immer erneuerten, in [illegible]
Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder [illegible]
welcher bei Berger in Berlin die Kupfer[illegible]
erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte P. H., in [illegible]
des Raths Reifenstein, eine Reise [illegible]
und Arezzano, um den Lago Fucino und [illegible]
merkwürdige Stück der Römischen Baukunst, [illegible]
Kaiser Claudius zu Ableitung der in [illegible]
Gegend immer angehäuft stehenden [illegible]
war, und noch jetzt unter dem Namen des [illegible]
di Claudio bekannt ist, zu besehen. [illegible]
zogen sie über das mahlerisch schöne Land [illegible]
Isola di Sora, Casamaro u. s. w. nach [illegible]

Ferner machte er im Jahre 1775 eine [illegible]
nach Civita Castellana, Soracte Pogio [illegible]
Ponte Correse und andern Gegenden um [illegible]
daß beinahe im Umkreis von 60 Italiänischen [illegible]
um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine [illegible]
Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet
für seine Studiensammlung benutzt hätte. [illegible]
verfuhr er im folgenden Jahre auf einer [illegible]

penninischen Gebirge, da er denn bis nach
gelangte und über Urbino und Perugia zu-
. Auf diesem Wege machte er unter an-
Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort
s Sechsten, und verfertigte sodann nach
ein drey Fuß hohes und vier Fuß breites
lde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

). H. demselben das Bild vorstellte, wurde
nädig aufgenommen; der Bali Antinori,
ner, präsentirte ihn, und er wurde ohne
hnliche Ceremonien zum Papst geführt. Die-
ich sehr geschmeichelt und wünschte, daß es
e gestochen würde. P. H. erwiderte, daß
ein Wille wäre, und daß Giovanni Vol-
eits den Pendant dazu, die Aussicht auf die
che, von Ponte Molle genommen, unter Hän-
. Der Papst fragte, ob die beiden Platten
zwey Monaten fertig seyn könnten. P. H.
te: „es wird schwer halten in einem Jahre.
n, so hat mein Bruder, der noch jung ist
nfängt große Platten zu machen, noch keine
ch-Druckerey eingerichtet. Wir empfehlen
er der hohen Protection Ew. Heiligkeit.“
st schenkte dem P. H. für das Bild eine
hne Dose, worauf die erste Medaille war,

die er während seiner Regierung hatte schlagen la
nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen,
sagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, so komm
rade zu uns; Ihr findet alle Protection.“ D
klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich, und s
„Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl.“ D
den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht g

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war
sehr gute Freundin von P. H. Diese Dame, die
Geist, Beleſenheit und soliden Verstand beſaß,
alle Abende eine kleine, aber sehr intereſſante G
ſchaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehr
Künſtler fanden ſich nie bei ihr, Hackert ausge
men. Er hatte ihre Bekanntſchaft in Frascati
gemacht bei Don Paul Borgheſe, nachher
Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, w
die Villegiatur des Octobers hielt. Sie war Lieb
rin der Mahlerey, hatte Geſchmack darin, doch
gründliche Kenntniß. Nach verſchiedenen Jahren
ihre Tochter an den Neffen des Papſtes verheira
wurde, an den Duca di Nemi Braſchi, wurde
Bekanntſchaft immer größer. Sie war eine geb
Dame von Melini, und da keine männlichen E
in ihrer Familie waren, ſo brachte ſie durch
mächtniß die ganze Meliniſche Erbſchaft in das H

nieri. Sie war Besitzerin der Villa Melini
m Monte Mario, wo die schönste Aussicht von
ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser
behalten wollen, besuchen diesen Hügel. P. H.
ein, die Aussicht von dort zu mahlen, weil sie
ld macht, und alle interessanten Monumente
b zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer ste-
n lassen; welches auch geschah. Er bat sich die
niß von ihr aus, den September und October
rer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu
ri in ihrer Villa La Rufina, und im October
llegiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnü-
theilte sie ihrem Agenten, der ein Caplan war
glich die Messe in einer Capelle durch Stiftung
Voreltern lesen mußte, Befehl, dem P. H. die
Villa nebst allem, was er nöthig hätte, mit
luß der Wäsche, die er sich verbat, zu über-

it dieser Bequemlichkeit mahlte er in Gouache
ssicht von Rom, und brachte seine Zeit ver-
zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten.
kaplan, der zugleich die Aufsicht über die Wein-
führte, war des Nachmittags immer betrunken,
er drolligste Mensch, den man sich denken kann.
daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte,
er natürliche witzige Einfälle, die man bewun-
mußte. — Georg Hackert stach das Bild in Kup-
nd Graf Fries kaufte dasselbe für 150 Zechinen.
noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Lia Falconieri ſchon längſt verlangt hatte ſelbe möchte Pius dem Sechsten zugeeign den, theils weil der Papſt, noch als Prälat, bei ihr geweſen und ſogar in jüngern Jahr Verhältniß zu ihr gehabt haben ſoll, theils w Tochter an ſeinen Neffen, den Duca Brasch heirathet war; auch P. H., der lange in M lebt, und viel mit der Römiſchen Nobleſſe l hatte, den Römiſchen Styl ſehr genau kan ließ er durch ſeinen Freund, den Bali Ant anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wä Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Pap außerordentlich gnädig und höflich; er dankte für den Nutzen, den ſie im Staate geſtiftet „Wir ſind, ſagte er, von allem genau unter was Ihr für unſern Staat gethan habt. Ih den Kupferſtichhandel mit Auswärtigen eing wovon niemand eine Idee hatte: Ihr habt briano die Papiermühle eingerichtet, wo jetz Papier zur Kupferdruckerey gemacht wird als ſel, und das Geld bleibt im Lande. Wollt meine Unterthanen hätten dieſelbe Induſtri würde der Staat glücklich ſeyn. Ihr zeichne beſonders unter den fremden Künſtlern aus. ſuchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle W armen Römer, und gehen davon; Ihr hinge chet, ohne Anſehen der Nation, zu helfen w könnt, und der jungen Künſtler Copien bei F

anzubringen." — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem jeden drey goldene Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein Neffe, jetzt Cardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatican logirte; deßgleichen dem Cardinal Secretario di Stato, welches Pallavicini war, den P. H. schon längst kannte. Der Cardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwey Preußen wären, fragte er den Cardinal: ob sie nur allein seligmachenden Römisch-katholischen Religion gehörten. Der Cardinal sagte: „das ist eben zu bejammern, daß zwey solche brave Menschen ewig verdammt seyn müssen." Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht Römisch-katholisch sey. Der Cardinal stimmte fleißig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Cardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben, und sich

zum wahren Glauben bekennen." Da [illegible]
nicht länger aushalten; stand auf, [illegible]
Eminenz und sagte: Eminenz! wir [illegible]
Lande geboren und erzogen, wo vollkomm[illegible]
sensfreiheit herrscht. Ein jeder mag gla[illegible]
er will; keiner bekümmert sich darum.
wird fragen, zu welcher christlichen Se[illegible]
bekenne; wenn er als ein ehrlicher und [illegible]
lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz [illegible]
seyn, daß ich nichts gegen die Römische [illegible]
ich glaube, daß sie eben so gut ist als [illegible]
Weil wir aber so erzogen sind, daß ein [illegible]
bei uns die Religion verändert, ein [illegible]
in der Gesellschaft kaum geduldet wird, [illegible]
ein Jude oder Mohamedaner, so ist es [illegible]
daß ich in meinem Leben meine Religion [illegible]
die allgemeine Opinion aller wohldenkenden [illegible]
ist, daß kein braver Mann die Religion, [illegible]
geboren und erzogen worden, verändert. [illegible]
Eminenz die Meinung der Welt hinweg, [illegible]
[illegible] morgen katholisch." Da P. H. dieses [illegible]
[illegible] sagte, so fühlte der Cardinal den [illegible]
den er gethan hatte, bat sehr um Verzeih[illegible]
gesprochen zu haben, und sagte: „ich [illegible]
aus gutem Herzen gethan, um Euch zu re[illegible]
hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigun[illegible]
werden." So wurde friedlich Abschied g[illegible]
Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don [illegible]
Geraci, ein Freund von P. H., der al[illegible]

n einigemal beſuchte, ein Mann von natürlichem
ten Verſtand, der auch geleſen hatte: der Cardinal
: Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philo-
phen. Cardinal Pallavicini war unruhig über
n falſchen Schritt und fürchtete, der Papſt möchte
erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu
achen, gab er Don Gennaro Geraci dieſe Com-
iſſion, weil er wußte, daß dieſer ein Freund von
iden Brüdern war. Er verſicherte zwar den Car-
nal, daß es unnöthig ſey, denn er kenne beide
rüder zu ſehr, als daß ſie das übel nehmen, noch
niger, daß ſie davon ſprechen würden; aber der
ardinal beſtand darauf, er möchte ausdrücklich zu
nen gehen, um Verzeihung bitten und verſichern,
ß der Cardinal es nicht böſe gemeint habe. Don
ennaro kam an; nachdem er guten Morgen ge-
ten, ſagte der C—e: „der Cardinal hat den erſten
mmen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu
achen, begeht er den zweyten, der noch dümmer
. Ich ſoll Euch um Verzeihung bitten, daß er
it Euch von Religionsſachen geſprochen hat; er hat
aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr
e davon ſprechen möget.“ Der ſchnurrige Abt, der
eſes ſo recht auf gut Neapolitaniſch ſagte, machte
ide Brüder herzlich lachen. P. H. antwortete und
t, Sr. Eminenz ſeinen Reſpect zu vermelden und zu
rſichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte,
d daß er nie davon ſprechen würde. Welches er
ch heilig gehalten hat, ſo lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte P. H. den
Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wo
laubniß des erſten Miniſters gehört; er
zum Cardinal und bat ihn darum. Die
höflich und ſagte: „Machen Sie mir das
und kommen gegen drey Uhr zu mir zur
werden Sie die Erlaubniß bereit finden.“
ſchah. Don Gennaro war auch eingela
Tafel war auch geſprächig und angenehm
andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich
dieſer Cardinal ſelig im Herrn. Spanien
beſonders dazu geſtellt, damit ſie mache
nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackerts großes Talent, die Re
ſtände leicht, geſchmackvoll und geiſtreich aufz
zauberte nun die Reiſenden, und regte ſie zu
mung auf. Der Künſtler förderte und unter
gern, wohl wiſſend, daß er ſich keine Nebenbu
dern Bewunderer heranzog. Beſonders war
von Engländern umgeben, und der Trieb, i

nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und mahlte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Henry Knight, vereinigte sich P. H. zu einer Reise nach Sicilien, auf gemeinschaftliche Kosten; welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rechenschaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in Englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeyliche und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

Tagebuch
einer
Reiſe nach Sicili
von
Henry Knight.

Abfahrt.

Den 3ten April 1777 hatten wir Rom ver
und fuhren am 12ten von Neapel in einer Feluc
zwölf Rudern ab, um die Reiſe durch Sicili
machen, und im Vorbeigehen Päſtum und die L
ſchen Inſeln zu beſuchen. Sobald man den Neap
niſchen Hafen verlaſſen hat, öffnet ſich die herr
Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt ſi
fenweiſe über das Geſtade, indem der Berg
daneben raucht; Sorrent, Capri, Iſchia, Procid
ſchäftigen das Auge bis zum Cap Miſene, und b
ein Amphitheater, bereichert mit Paläſten, Gä
Wäldern und Ruinen, eine ſolche Verſammlun
Gegenſtänden, wie ſie nie geſehen wird. Wir gen
dieſen Augenblick in der größten Vollkommenhei

etter sehr schön, und der Frühling in voller
. Die unendliche Mannichfaltigkeit von
Tinten wurden durch den Perlton, der
orrain's Gemählde so sehr auszeichnet
köstlichen Klima ganz eigen ist, mit einan-
en. Die Bai von Neapel hält ungefähr
e) Meilen bis Capri, und je weiter wir
nen See fuhren, schienen Farben und For-
Atmosphäre zu sinken, sie wurden nach und
tlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen
und alles in Finsterniß hinterließ. Wäh-
Nacht schliefen wir in der Felucke, und ehe
aufging, kamen wir zu einem kleinen
poli genannt, 5 Meilen von Pästum. Wir
leich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler

Pästum.

Den 13ten April.

ke Aussicht derselben ist äußerst überraschend.
pel, welche leidlich erhalten sind, stehen ei-
dem andern, in der Mitte eines reichen
n Thales, umgeben von romantischen Hü-
e mit blühenden Büschen und immergrü-
bedeckt sind. Einer derselben ist der Mons
, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewach-
Virgil im dritten Buche seiner Georgica

Est lucos Silari circa ilicibusque virent
Plurimus Alburnum volitans (cui nomen
Romanum est: oestron Graji vertere voc

Er heißt nun Monte Postiglione und fl
Zuſammenfluß des Silarus und Tanager, (jet
und Negro.) Die Ufer des Silarus ſind durch
dichten Wäldern beſetzt, die während des Son
durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, ei
ſtechender Fliege, heimgeſucht werden. Der T
iſt ein unbedeutendes Waſſer, das manchmal zu
merszeit austrocknet, daher Virgil von sicc
Tanagri ſpricht.

Die Architektur von Päſtum iſt die alte D
die Säulen kurz und cannelirt, mit breiten
Capitälen und ohne Baſen. Sie ſind aus ein
poröſer Steinmaſſe verfertigt, wie die von L
Tartaro bei Tivoli (Travertin.) Ich glaube, di
len wurden cannelirt und vollendet, wenn ſie ſch
gerichtet waren: denn wir fanden in Sicilien T
an denen einige Säulen cannelirt waren und
nicht. Die Steine ſind vortrefflich gearbeitet
mit der größten Genauigkeit zuſammengeſetzt
zwar auf die Weiſe wie die trefflichſten Wer
Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe
weißliches Gelb, das hie und da ins Graublaue
Die Witterung hat den Stein angegriffen; er
Moos und Kräutern bewachſen, und nicht von
geſchwärzt, noch durch neuen Anbau entſtellt,

Ruinen zu Rom. Daher die Tinten ſehr harmoniſch, ngenehm und mahleriſch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieſer Tempel in der Nähe, ſo erſcheinen ſie roh, maſſiv und ſchwer; aber n der gehörigen Entfernung geſehen, iſt die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erſcheint dann als eine künſtliche Nachläſſigkeit, und das Schwerfällige verwandelt ſich in eine gerechte und edle Feſtigkeit.

Außer den drey Tempeln ſind noch die Grundnauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberleibſel der Stadtmauern zu ſehen. Innerhalb derſelen iſt der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen nd andern Fragmenten zerſtörter Gebäude bedeckt, voraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieſer alten Stadt abnehmen können. Beſonders merkwürdig ſind ie Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer rt. Er ſtand zwiſchen dem großen Tempel, den eiige für eine Baſilica halten wollen, und dem Amhitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen Doriſchen Form; nur ſind die Säulen nach Korinthiſcher Ordnung cannelirt, d. h. zwiſchen den Vertiefungen abeflächt. Auch ſind die Capitäle von derſelben Ordnung, nur ſehr roh und einfach. Das Geſims iſt Doriſch, aber mit mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Päſtum. Zwiſchen den Triglyphen ſind Basreliefe, deren Zeichnung ſehr rein und zierlich geweſen zu ſeyn ſcheint; aber ſie ſind ſo zerfreſſen und verſtümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage: ob dieser Tempel gebaut wor
den, ehe die Korinthische Ordnung zu ihrer Vollkom
menheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder in
Abnehmen gewesen. Ich bin aus mancherlei Ursache
geneigt, das erste zu glauben; denn die Korinthisch
Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor de
Zeiten Augusts vollkommen, und scheint erst zu de
Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Wa
die Erzählung betrifft, gedachtes Capitäl sey durch ei
nen Korinthischen Architekten erfunden worden, inden
er eine Akanthstaude gesehen, die um einen Blumen
korb her gewachsen, so verdient sie wenig Aufmer
samkeit. Die ersten Anfänge der Korinthischen Ord
nung findet man unter den Ruinen von Theben un
Persepolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Ze
Alexanders des Großen, nach Europa gebracht; ab
die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahm
in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt P
stum muß lange in einem Zustand von Verfall gew
sen seyn, ehe die Korinthische Ordnung zu ihrer Vol
kommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbniß g
langte: denn Strabo gedenkt, daß der Ort schon ve
lassen und ungesund zu seiner Zeit gewesen sey, un
die Geschichtschreiber der Römischen Kriege in Italie
nennen ihn niemals als einen Platz von einiger B
deutung. Ferner sind die Gebäude der spätern Röm
schen Zeiten, als die Architektur schon verdorben wa
in einem ganz verschiedenen Styl von dem obgeda
ten; auch bedienten sich die Römer, als Herren d

: genaue Zeit vom Aufſteigen und Fallen Pä=
iſt nicht bekannt, obgleich beides früh genug
eweſen ſeyn. Die Ueberbleibſel dieſer Stadt
ıre Erhaltung der böſen Luft ſchuldig: denn
er Platz bewohnbar geweſen, ſo hätten ſie das
al der meiſten Griechiſchen und Römiſchen Werke
; man hätte ſie niedergeriſſen und die Mate=
zu neuen Gebäuden angewendet. Dieſe tödtli=
t wird durch einen ſalzigen Strom erzeugt, der
ı Bergen herabfließt, und hinter den Mauern
wo er durch Sinterung die Steinart hervor=
wovon die Stadt gebaut war. Dieſe Stein=
ıg geſchieht außerordentlich ſchnell, ſo daß einige
ɔt haben, man habe ſich gewiſſer Formen be=
und in denſelben die Säulen durch Incruſta=
rvorgebracht, indem dieſe Rohr und Binſen,
durch das Waſſer verſteinert worden, enthalten;
ıbe aber nicht, daß dieſe Meinung Grund habe.

dem alten unterſcheiden, indem er durchaus entweder Verſteinerung oder Sumpf iſt, anſtatt daß der ganze Boden, innerhalb der Mauern und zwiſchen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erſcheint, den Päſtaniſchen Roſengärten nicht unwerth, von welchen die Römiſchen Poeten ſo viel zu erzählen wiſſen.

Porto Palinuro.

Den 15ten April.

Nachdem wir einen Tag unter dieſen edlen Ueberbleibſeln Griechiſchen Geſchmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unſerer Felucke zurück und ſegelten während der Nacht am Cap Palinuro hin, der noch den Namen von Aeneas Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als ſich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen, gleiches Namens, aufſuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher iſt ſehr ſchön; die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büſchen bedeckt, wozwiſchen ſich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erſtreckt ſich die weite Kette der beſchneiten Apenninen, welche die Ausſicht auf eine edle Weiſe begränzen. Acht Tage wurden wir in dieſem kleinen Hafen durch üble Witterung und die Feigheit Napolitaniſcher Seeleute, aufgehalten, und wir bedauerten ſehr, die

en wir nicht ſo ungeduldig geweſen, Sicilien
ſeu, ſo hätten wir unſere Zeit ganz angenehm
u können, nunc veterum libris, nunc som-
nertibus horis.

unſerm Herumſchweifen an der Küſte fanden
Höhle von beſondrer Beſchaffenheit. Sie iſt
r Art geringen Marmors gebildet, der mit
n verſteinerten Kies, den man an andern
des Ufers findet, untermiſcht, anſtatt See-
. Menſchenknochen enthält, die in kleine Stü-
chen, und mit dem Kies zu einer feſten Maſſe
t ſind, welche zwiſchen den Marmorbänken
yten von 1—3 Fuß Stärke lieget. Dieſe
dehnen ſich etwa auf 60 Fuß aus, ſcheinen
in den Berg zu gehen, der von beträchtli-
e iſt. Ich fand einen ähnlichen Felſen zu
auf dem Comerſee; nur daß dort die Kno-
n größern Antheil bildeten, und, anſtatt zwi-

nige Vermuthung, wie dieſe Knochen hieher gekommen ſeyn mögen, zu äußern, würde unnütz ſeyn, indem die Urſachen der großen Veränderungen, welche dieſer Erdball offenbar erlitten hat, von unſrer Faſſungskraft allzuweit entfernt ſind. Wir können nur ſo viel ſchließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Geſetze phyſiſcher Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen iſt. In dieſem unendlichen Wechſel muß ſie eben ſo gut in Unordnung als in Ordnung geweſen ſeyn, welche immer wechſelsweiſe auseinander entſpringen.

Stromboli.

Den 23ſten April.

Wir verließen Porto Palinuro den 22ſten um 2 Uhr in der Nacht; aber da das Wetter ſehr ſtill war, ſo erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derſelben entfernt, als uns ſchon der beſchneite Gipfel des Aetna erſchien, an welchem der Dampf herunter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unſichtbar, wegen der Dichtheit der untern Atmoſphäre. Man ſagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirge Palinuro ſehen ne, welches bei unſerm Aufenthalt nicht eintraf,)em die Luft niemals heiter genug war.

Insel Stromboli ist ein conischer Berg, der
See aufsteigt und ganz aus vulcanischer Ma-
steht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus
rdwest-Seite hervor, nahe am Gipfel, wel-
fruchtbar aus loser Asche besteht. Der übrige
es Berges ist reichlich bebaut und mit Wein
t, welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah
s Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil
etter sehr schön war. Wenn es regnet, oder
nde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Aus-
das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort,
rk und einem Donner gleich. Wir hätten gern
rg erstiegen und den Krater untersucht; doch
e uns daran eine Verordnung des Königs von
, welche verbietet mit den Einwohnern Ge-
aft zu pflegen; bei Strafe, in den übrigen kö-
n Staaten Quarantäne zu halten. Da dieß
ne Ceremonie war, die wir zu beobachten keine
lten, so segelten wir noch die Nacht auf Lipari
d kamen Morgens früh daselbst an.

Lipari.

Den 24sten April.

e Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai
, auf einem Lavafelsen, der in die See hervor-
dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich um-
sind. In einiger Entfernung angesehen, er-

scheint, die Stadt sehr gefällig und mahleri
einer kleinen Ebene umringt, die mit Häuse
Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Geb
erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwär
in reiche Weingärten verwandelt sind, in welch
Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. D
ser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flach
chern, und bilden, indem eins hinter dem and
vorsteigt, manche sehr mahlerische Gruppen; do
man in die Stadt kommt, verwandelt sich die
alles ist Unflath und Elend.

Indessen meine Gefährten zeichneten, be
den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich
eine Stunde zwischen den Weinbergen hinau
gen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte
die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimm
nun nichts weiter als wüste Zerstörung erw
aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den
kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten
ein schönes natürliches Amphitheater von et
Yards im Durchmesser erblickte, dessen Bod
Weinreben bepflanzt und hie und da mit ein
samen Wohnhaus geziert war. Dieses war s
Krater des Vulcans, und da das Ganze mit
Felsen umgeben ist, so bleibt der Boden tr
fruchtbar; obgleich die Wasser keinen [illegible]
haben.

Von dem höchsten Punkte dieser Felsen [illegible]
die sämmtlichen Liparischen Inseln, so wie [illegible]

nacht und in ein Boden der ; der,
ocken, dennoch fr bar ist und d Wein=
besonders günstig.

llo nimmt an, es sey diese Insel zwischen
ten und dritten Punischen Krieg entstanden,
Consulat des Labeo und Marcellus.
t dieß von einer mißverstandnen Stelle des
her, welcher auf Volcanello anspielt. Vol=
egen wird schon vom Thucydides er=
seiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom
les, der einer großen Eruption dieser In=
, welche manche Städte Italiens mit Asche
e. Ehemals hieß sie Thermissa und Hiera,
oeten setzten dahin die Schmiede des Vul=
abo sagt, sie habe zu seiner Zeit an drey
rannt; gegenwärtig brennt sie nur an ei=
zwar sehr wenig. In dem Laufe von eini=
d Jahren mag sie, bei der langsamen Ver=

nen. Lipari iſt ſeit den Zeiten des Strabo
ſchen; die warmen Bäder daſelbſt aber ſind noch
mer, ihrer Heilkraft wegen, ſehr berühmt. So
hier als auf Volcano findet ſich ein ſchwarzes
in großer Menge, welches die Naturforſcher Jſl
ſchen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterverände
gen auf die Feuer dieſer Jnſeln haben, macht es
Schiffern, die damit bekannt ſind, möglich die
ren der Winde mit großer Gewißheit vorauszuſa
daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Ae
mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte
den Winden am meiſten ausgeſetzte Höhe, wurd
den eigentlichen Wohnſitz des Gottes angenomm
celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil
beſtändige Getös dieſes Berges und ſchreibt es
raſenden Winden zu, welche darin eingekerkert
Illi indignantes, magno cum murmure mo
Circum claustra fremunt.
Valerius Flaccus (Argon. I, 579)
noch eine genauere Beſchreibung:
Aequore Trinacrio, refugique a parte Pel
Stat rupes horrenda fretis; quot in aet
surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub un
Nec scopulus, aut antra minor juxta altera
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben bel
tet, Virgil, indem er bei einer andern Gelege

egen umringt von ihnen. Uebrigens wa=
dem Aeolus heilig, und der Beiname Aeo=
elegentlich einer wie der andern beigelegt.
iſchen und Römiſchen Schriftſteller zählten
dieſer Inſeln: gegenwärtig aber ſind ihrer
weder ſind nun die drey kleinen Felſen,
Ueberzahl machen, in ſpäterer Zeit, durch
iſchen Feuer emporgehoben worden, oder
ſie nicht für merkwürdig genug ſie mitzu=
achdem wir nun den Tag auf Lipari zuge=
n, ſchliefen wir auf unſerer Felucke und
nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25ſten April.

, vor Alters Mylä, erreichten wir in we=

Tindaro.

Den 26ſten April.

Indem wir nun, an der Küſte hin, den P
Palermo nahmen, ſo fanden wir ungefähr
len von unſerm Nachtquartier einen Ort Sa
ria di Tindaro genannt, wo man noch einig
bleibſel der alten Stadt Tyndaris antrifft. S
durch ein Erdbeben untergegangen zu ſeyn,
groſſer Theil des Hügels, auf dem ſie ſtand, i
ſteinlich in die See gefallen. Gedachte R
die Grundmauern eines Theaters und Tempe
wahrſcheinlich aus Römiſcher Zeit. Ein Baron
Scuda hatte vom König von Neapel die E
erbalten, hier nach Alterthümern zu graben, i
ſagte uns, er habe manche Sachen von Wert
den. Wollte man dieſe Nachgrabungen fortſ
würde man wahrſcheinlich noch manches finden,

dte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen
in die Gebirge, und ungefähr 5 Meilen weiter
ugten wir wieder an die See, wo wir einen klei-
Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt
ti. Wir waren genöthigt die Nacht hier zu blei-
wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns
gnete. Denn indem der Maulthiertreiber seine
re fütterte, unterhielten sich meine Reisegefähr-
mit Zeichnen, wozu sie keine besondere Erlaubniß
ig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe
das einer Festung ähnlich gesehen hätte; aber
wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrich-
von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem
l eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns
ntlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage
antworten, daß wir einen Wachtthurm an der
e abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte.
dem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher,
Zeichnung geendigt hatte, ging derselbe und fand
Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine
je auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte
wir wären nur Dilettanten, welche bloß zu ih-
Vergnügen reis'ten, und wenn er irgend etwas
einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde
ewiß nicht, ohne Erlaubniß, zu zeichnen gewagt
n. Er sey aber so entfernt gewesen, jenen Thurm
etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr ge-
bt habe, es sey ein Töpferofen, indem die Ein-
ner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von

Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrich
diese Antwort höchst ungefrieden, und die
behaupteten, es sey unmöglich, daß mir eine
Absicht eine so weite Reise gemacht hätten
gen daher einstimmig darauf, man sollte
ten. Nun brachte Herr Frauen einige
der Tasche, und ersuchte die Herren, sie d
und da dieses Empfehlungsschreiben an
und mehrere der vornehmsten Herren da
ren, so ging der ganze Proceß auseinander
entließ ihn mit vielen Entschuldigungen,
ihm beschwerlich gewesen sey. Nun ging
weiter, bald am Ufer, bald [illegible]
auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals
habe; aber der Reichthum und die Schönh
gend entschädigten uns genugsam für jede
lichkeit dieser Art. Wir fanden die Herzog
wohl jenes Lobes werth, das ihnen Dieber
(Cap. 80) gegeben. An unseren Ferne
die schönsten romantischen Formen gebrach
Abhänge mit Oliven- und Eichenhaiden
Gipfel mit Städten und Dörfern gehör
wärts erheben sich ungeheure Terrassen
die andere empor, einige bebaut und be
Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäume
mit Büschen behangen, die wir in Englan
Glashäusern mit so viel Sorgfalt und M
hen. Diese blühen alle hier in der wilden
der Natur und umkleiden die rauhen Felsen

ün. Auch findet sich in diesen Bergen man-
ger schöner Marmor, worunter ich eine Art
em Porphyr bemerkte, geringer und weniger
der antike; wahrscheinlich aber, wenn man
ubrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe
ens von besserer Eigenschaft finden, indem
ke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich
t hatten und durch Wind und Wetter viel
gelitten haben.

Aqua Dolce.

Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem klei-
, der seinen Namen von einer süßen Quelle
elche in der See, ungefähr eine halbe Meile
Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von
uelle, indem sich die Fische beständig nach ihr
i. Die Einwohner haben sich zu einer Ge-
ft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Un-
r über Aqua Dolce erhebt sich ein hoher Berg,
n Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wo-
ch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des
gegen die See zu, ist eine weite Höhle, welche
selben Materien besteht, wie die oben beim
inuro erwähnte, ausgenommen daß man die
und den Kies noch mit Seemuscheln und
vermischt findet. So sind auch die Knochen-
rungen in größerer Menge vorhanden, und

finden ſich, wie mir die Landleute ſagen,
dern Theilen des Gebirges. Wir gingen
ungefähr 300 Yards hinein, wo ſie ſo n
wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konn
ſer Führer verſicherte, er habe eine Katze
welche endlich aus einer Höhle an der
des Gebirgs, in einer Entfernung von
wieder hervorgekommen. Dann kamen
Nähe der Feſtung Duſa nach Lufinali, ei
Wirthshauſe, wo wir genöthigt waren,
zubringen.

Cefalu.

Den andern Tag ſpeiſ'ten wir in Cef
Cephaloedis genannt, und ſchliefen zu
mals Thermae Himerenses. Fazell
Carl V ſchrieb, ſpricht von Ruinen, die
Zeit von Alaeſa und Cephaloedis ſollen
weſen ſeyn; allein ich konnte nichts davo
auch vernehmen. Die letztere iſt nun ein
Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs
ter einem hohen ſteilen Berge, auf deſſe
Citadelle ſich befindet, die, wenn ſie be
nicht wohl einzunehmen ſeyn würde.

Termini.

Die Bäder von Termini werden immer sehr ge-
ucht; aber es gibt keine Reste mehr, weder von
mera noch von dem alten Thermä. Die heilsamen
irkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calo-
ro zugeschrieben, welcher ein Arzt war, und den
ten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt
einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche
Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern,
r viel geistreicher waren im Erfinden derselben,
hteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet, auf
trieb der Minerva, um den Hercules auf seinem
g durch Sicilien zu erquicken. (Diodor. B. IV.
p. 23.) Himera stand auf der andern Seite des
sses gleiches Namens, eine halbe Meile von Ter-
ni. Thucydides gedenkt ihrer unter den vor-
lichsten Städten Siciliens: als es aber durch
Carthager, 400 Jahre vor der christlichen Zeitrech-
ng, eingenommen wurde, so befahl Hannibal,
völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters
rächen, der hier geschlagen und getödtet ward,
ch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent
d Himera. Nach dem Untergang Carthago's ver-
nmelte Scipio die zerstreuten überbliebenen Hi-
räer zu Thermä, und gab ihnen die Statuen und
dere solche Schätze, welche die Carthager früher
nweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren
ey köstliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in

der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine ſtellte den aus dieſer Stadt gebürtigen Poeten Steſichorus vor; das andere, ein allegoriſches Bildniß der Stadt ſelbſt.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo ſind 24 Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Luſtſchloß, La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es iſt von der ſeltſamſten Bauart, die ich jemals ſah, und ſowohl in- als auswendig mit den ungereimteſten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten ſind in derſelben Art, und es möchte wohl ſchwer ſeyn, ſich die Vorſtellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil iſt aus einer rauhen Steinart gehauen, einige ſind von Gyps, andere von Marmor. Es ſind deren viele Hunderte, und ſie würden ſich immer vermehren, wenn nicht des Fürſten Verwandte die Regierung vermocht hätten, ſein Vermögen unter Obſorge zu nehmen, damit er ſich nicht völlig durch dieſe abſurde Liebhaberey zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1ſten Mai.

Die Lage von Palermo iſt ſehr ſchön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von ſteilen

n. Die Straßen sind regelmäßig und rein,
Ort im Ganzen reich und wohlbewohnt;
Architektur ist außerordentlich schlecht. Der
e des Prinzen Palagonia scheint in der gan-
t zu herrschen. Wir fanden die Leute, wäh-
kurzen Zeit unsers hiesigen Aufenthaltes,
entlich höflich; sie affectiren nicht jene mige-
oßheit, welche der Römische und Neapolita-
el annimmt; sondern sie scheinen mehr an
en Freuden des Lebens zu denken. Fremde
ß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu fin-
d zwar auf die gefälligste Weise. Denn die
t der Einwohner ist bequem und höflich.
en ihre Conversationen oder Assembléen wie
en Italiäner, aber viel angenehmer, indem
er nicht alle mit einem Cavaliere Servente
sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im
es Vice-Königs alle Abende, außer Don-
und Freitags, wo man nur seine nächsten
en annimmt. Ehe sie die Assembléen besu-
wen sie auf dem Kay hin und wieder, wie die
im Corso. Während des Sommers wird der
bend auf diese Weise zugebracht. Man findet
Erfrischungen u. s. w. Die Damen haben in
er Zeit eine ganz sonderbare Gewohnheit be-
aß nämlich alle Fackeln ausgelöscht werden,
Wagen vor die Stadt kommen, um wahr-
unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen.
die Männer hier so wunderlich seyn, von ih-

ren Frauen eine ſtrenge Tyrus zu [illegible], den ſie ſich wahrſcheinlich öfters [illegible] Blut der Sicilianerinnen iſt zu warm, [illegible] der Gelegenheit widerſtehen ſollten, welches [illegible] mals ausgeht. Die Frauen ſind [illegible] und angenehm, aber im Ganzen fehlen [illegible] Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen liebenswürdig ſind. Sie heirathen ſehr [illegible] diejenigen, welche nicht nöthig haben, ſich [illegible] neuden Sonnenſtrahlen auszuſetzen, ſind [illegible] nug. Ihre Manieren ſind nicht [illegible] ſehr bequem und natürlich, und nicht durch die Nachahmung der franzöſen verdorbt, welche Italiäner von Stande ſo lächerlich machen, wovon unſere eigenen Landsleute nicht [illegible] ſind.

Während des Maymonats haben [illegible] auf der Piazza del Domo, der einen [illegible] blick gewährt. Der Platz iſt erſtaunend [illegible] den umgeben, worin man Spielſachen [illegible] Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte [illegible] eine Lotterie. Mit Sonnenaufgang [illegible] Markt an und dauert bis Mitternacht. [illegible] Stadt verſammelt ſich hier, und es herrſcht [illegible] kommenſte Gleichheit. Prinzen und [illegible] Prinzeſſinnen und Galanteriehändler ſtehen [illegible] chem Fuß und miſchen ſich ohne Unterſchied [illegible] dränge. Man kann ſich wohl vorſtellen, daß [illegible] treffliche Gelegenheit zu aller Art [illegible]

wegen der Kirche der heiligen Roſalia, der
tronin von Palermo. Der angebliche Körper
ward in einer Höhle unter dem Gipfel des
efunden, wo gegenwärtig die Kirche ſteht.
em Collegium, welches ſonſt den Jeſuiten
findet ſich eine hübſche Sammlung Hetruri-
äße, einige Foſſilien, eine gute Büſte des
ıd eine des Tiberius. Die geſchnittenen
nd Münzen, deren hier eine anſehnliche
ng ſoll geweſen ſeyn, ſind von den Vätern,
Aufhebung, hinweggeſchafft worden.
Vice-Königs Palaſt iſt ein altes unregelmä-
bäude, aufgeführt zu verſchiedenen Zeiten.
lle ſcheint unter den Griechiſchen Kaiſern er-
nn ſie iſt in- und auswendig mit einer bar-
Moſaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in
lche ſich von dieſen Fürſten herſchreiben. In
rie befinden ſich die Bildniſſe aller Könige

Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener kühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleich zu setzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den besten Griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Constantin Monomachus, habe sie auf die Thore der Festung Ortygia gesetzt, und man vermuthe, sie seyen von Constantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syracusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Montreale.

Den 5ten May.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr dreyßig Meilen entfernt ist.

, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten,
endete seinen ichthum zu Werken wahrer
icht indem er Müßiggang und Betteley auf-
, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit
) Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen-
chte.

Stadt Montreale ist klein, aber auf einen
felsen gebaut, der das Thal und die Stadt
beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den
m Griechischen Kaiser zu seyn: denn sie ist
jener barbarischen Mosaik verziert. Darin
n Anzahl von prächtigen Porphyrsäulen in
thenischen Styl vollendet, und ein prächti-
phag von derselben Steinart. Dieser ent-
Körper Wilhelms des Ersten, Königs von

Dieser Porphyr kommt an Güte dem ganz
n man in Rom findet, und scheint zu bewei-
die Römer einen großen Theil dessen, den

der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1190, in so barbariſches Zeitalter, daß alle auswärtigen delsverbindungen darin aufhörten.

Aegeſta.

Den 6ten May.

Zu Alcamo ke en im Schloſſe ein, und ten uns Morgens die Ruinen von Aegeſta Segeſta zu ſehen, cht Meilen entfernt Nähert man ſich, ſo erſ unt man über den eines edlen Tempels, welcher allein auf einem Hügel ſteht und von hohen Bergen umgeben iſt. hat ſechs Säulen in der Fronte, und vierzehn Tiefe, alle ganz und mit vollſtändigem Geſims Bauart iſt die alte Doriſche, aber das Gebäude nie fertig geworden zu ſeyn: denn die Säulen ſind nur rauh behauen. Ich konnte ich keinen der Zelle finden, und vermuthe daher, daß mals errichtet worden. Auch liegen viele Stücke in der Nähe, die wahrſcheinlich dazu beſt waren. Die Säulen haben ungefähr 6 Fuß Durchmeſſer, da ſie aber nicht vollendet worden kann man ihr Maß nicht genau angeben. Geſims konnte ich nicht meſſen, indem ich nir Leiter zu verſchaffen wußte, und keine Bruch deſſelben an dem Boden lagen. Die r Tempel außer den Mauern der Stadt, e auf dem

gegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort fin
man noch eine große Menge Bruchstücke und Fun
mente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstört
Theater. Es ist aus gehauenen Steinen errichtet
ohne Mörtel, und wie alle Griechischen Theater a
einem Abhang, so daß die hintern Sitze in den Fe
sen gearbeitet sind. So gut ich es durch die Büsch
und Ruinen, die es bedeckten, messen konnte, ist es
etwa 200 Fuß weit. Die Stufen sind alle weggeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Ueberbleibsel von dem Podium oder Proscenium. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön: denn sie beherrscht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Aegesta, oder wie sie die Römer nennen, Segesta, war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

Interea Aeneas urbem designat aratro
Sortiturque domos: hoc, Ilium, et haec loca, Trojae
Esse jubet.

Aeneas benannte sie zu Ehren seines Wirthes Egestes, und die kleinen Wasser, die dabei fließen, den Simois und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segestaner selbst nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte sich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles genommen und völlig zerstört. Als die Römer

Meister von Sicilien wurden, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
an dem Ufer des Skamander, [illegible]
[illegible] sind aber völlig [illegible]

Nachdem wir den Tag [illegible]
[illegible]
[illegible] drey Meilen davon, [illegible]
und weil [illegible] Eryx oder [illegible]
[illegible] sind, auch nichts [illegible]
[illegible] von Trapani, so nahmen [illegible]
Weg auf Castel veterano, [illegible]
Tage gelangten wir zu den Ruinen von [illegible]
wir in einem kleinen Wachtthurm [illegible]
einzigen Wohnung an der Stelle, wo [illegible]
mächtige Stadt gestanden. Hier fanden [illegible]
prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, [illegible]
Theile noch ganz genug, um zu zeigen, [illegible]
gewesen. Drey standen östlich auf einer [illegible]
höhung, außerhalb der Mauern, in einer [illegible]
Norden nach Süden, ungefähr 200 [illegible]
See. Der nördlichste und größeste war, [illegible]
det, dem Zeus agoraios gewidmet, und [illegible]
nias, dem Zeus Olympios. Die [illegible]
[illegible] desselben, welche noch einen großen [illegible]

, und ungefähr funfzig Fuß Höhe. Selten
eine Säule aus mehr als acht Stücken, und
tal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus
anzen iſt. Die Capitäle ſind von der Art,
an dem groſsen Tempel zu Päſtum, und die
nehmen regelmäſsig von unten hinauf ab.
acus iſt zwölf Fuß zehn Zoll in's Gevierte,
Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere
es Geſimſes nach Verhältniß. Die Säulen-
war etwas weniges mehr als ein Diameter.
e Ruinen ſind ſo wild durcheinander geworfen,
nicht mit Genauigkeit meſſen konnte. Dieſer
. ſcheint niemals vollendet worden zu ſeyn,
einige Säulen völlig, andere nur ein wenig
en herein cannelirt, andere ganz glatt ſind.
jen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher
ung, welche wahrſcheinlich niemals an ihre
gebracht worden. Dieſe ſind von einer ganz
iern Gröſse, indem jeder Stein des Architravs
3 und einen halben Fuß lang, ſieben Fuß hoch

als der erſte, und wahrſcheinlich der älteſte von allen
indem die Säulen verhältnißmäßig kurzer, und d
Capitäle von einer andern Geſtalt ſind. Er hat, wi
die meiſten Tempel dieſer Art, ſechs Säulen in d
Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter
war ungefähr ſieben Fuß ſechs Zoll an der Baſis, u
ungefähr fünf Fuß ſechs Zoll am Capitäl; die Hö
etwa vier Diameter. In allen drey Tempeln h
jede Säule zwanzig Cannelirungen nach Art aller alt
Doriſchen Tempel. Einige hundert Yards nach
ſten lag der alte Hafen, der nun mit Sand verſch
iſt; aber die Ruinen des Kay's ſind noch
Zunächſt an dem Ufer ſtand die Stadt, deren
aus Grundmauern und Bruchſtücken verſchied
Gebäude beſtehen, und einen großen Raum
Nahe an der See ſind die Reſte von drey
Tempeln in demſelben Zuſtande wie die ſchon
denen. Zwey derſelben ſind von dem gewöhnlich
Maße und in jedem Betracht beinahe dem
der obigen gleich. Der dritte hat ſechs Säulen
Fronte und funfzehn in der Tiefe, und nur
Cannelirungen an jeder Säule. Uebrigens gleich
den andern. Sie ſind alle von der alten Dor
Ordnung, ohne Baſen, und wahrſcheinlich kurz
einander gebaut, indem die Stadt wohl keines
Wohlſtandes genoß. Sie ward von einer Col
Megarenſer gebaut, ungefähr 640 Jahre vor
chriſtlichen Zeitrechnung, und erhob ſich gar bald
dem Range der mächtigſten Städte in Sicilien. D

[illegible]
[illegible]wandt, ertrugen sie eine lange Bela[illegible]ng mit
und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zu-
[illegible]it Sturm erobert und die Einwohner entweder
[illegible]et oder als Sclaven verkauft. Die Tempel,
[illegible]ächtigsten und schönsten in Sicilien, wurden
gestürzt, und als die Syracusaner Gesandte
[illegible], um zu bitten, daß man dieser Gebäude
[illegible] möge, antwortete Hannibal: die Götter,
gewiß wisse, hätten sie verlassen, und es wäre
man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem
[illegible] aussetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre
einer Gründung, ein merkwürdiges Denkmal
[illegible]keit und Größe menschlichen Unternehmungs-
[illegible] Fürwahr von allen Gebäuden, welche jemals
Welt errichtet worden, war der große Tem-
[illegible]n Selinus, nach den Aegyptischen Pyramiden,
[illegible]ersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende
[illegible]

Dieſe unglückliche Stadt wurde zum T[illegible] gebaut, und zwar von ſolchen Bü[illegible]n, e[illegible] n allgemeinen Schickſal entgangen waren. [illegible]ie [illegible]tte nur ein abhängiges Daſeyn, ungefähr 150 [illegible]jahre, bis die Carthager ſie abermals einnahmen [illegible]nd völlig zerſtörten. Strabo meldet, ſie ſey zu ſeiner Zeit völlig verlaſſen geweſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demſelben Zuſtande ſind, wie ſie Hannibal verlaſſen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden ſeyn. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der ſie übereinanderliegen, vermuthet, ſie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen ſeyn, und es iſt wirklich ſchwer zu begreifen, wie man ſo viel Arbeit und Geſchicklichkeit, als es zum Umſturz ſo ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerſtörungsſucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugniß des Diodorus, zeugen die Tempel ſelbſt, wenn man die Sache genauer unterſucht, daß ſie vorſätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach Einer Seite, und es ſcheint, man habe ſie untergraben. Die kleinern wurden wahrſcheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untre Stück einer jeden Säule noch an ſeinem Orte ſteht. Auf welche Weiſe es aber auch ſey mag, ſo geſchah es mit großer und beſchwerlichkeit.

Sechs Meilen von Selinus ſind die Latom

Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von
ndigten Säulen, Architraven und andern Thei-
ch befinden, die wegen des frühen Falles der
t nicht benutzt werden konnten. Die Gegend
r ist nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach.
scheinlich ist sie seit den Griechischen Zeiten sehr
dert, indem die Wasser eine versteinernde Eigen-
haben. Virgil sagt: Palmosa Selinus; gegen-
g sieht man aber keinen einzigen Palmbaum.
neue Name der Gegend ist terra delle Pulci,
vir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt:
der Thurm, in welchem wir uns aufhielten,
so voll von solchen Thieren, daß sie uns fast
ßen. Wir blieben hier zwey Tage, um die
en zu zeichnen und zu messen; dann gelangten
ach Sciacca, ehmals Thermae Selinuntiae.

Sciacca.

Den 10ten May.

ie heißen und mineralischen Bäder sind noch sehr
ebrauch; doch was diesen Ort von allen Theilen
iens her sehr besucht macht, ist ein Sudatorium
Stufa, auf dem Gipfel eines Berges, nahe bei
Stadt. Dieß ist eine natürliche Höhle in dem
n, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luft-
dringt, welcher sehr heilsam in gichtischen und
natischen Fällen gefunden worden. Der Kranke

ſitzt ungefähr eine halbe Stunde drinn, und geht zu Bette, und wiederholt dieſes jeden Tag bis neſen iſt. Die Höhle iſt durch Kunſt ſehr erw und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitz ſehen. Sonſt hielt man ſie für ein Werk des lus.; aber die Neuern ſchreiben ſolche dem he Calogeros zu, ohne zu bedenken, daß ſie offenbar manche Jahrhunderte da geweſen, ehe man an ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo un Franciscaner ſehr freundlich annahmen. Dieſe liegt ſehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels dem die Burg Agrigent ſtand. Er beherrſch ſchöne Ausſicht nach Nordweſten über die Stell jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärti Oelbäumen und andern Gewächſen bepflanzt un Ruinen geſchmückt iſt, welche hier in größerer Z und beſſer erhalten, als irgend andere in ganz lien gefunden werden. Es ſind Ueberbleibſel vo zehn Tempeln, alle von der alten Doriſchen Ord nebſt einer großen Menge in den Felſen geha Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erſte, von anzufangen, iſt der Tempel der Juno Lucina welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Zell ungefähr der halbe Säulengang übrig gebl

konnte. Die Steine von Girgenti sind nur eine
sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert;
lassen sich die feineren Theile an keinem dieser
ide mehr erkennen. Die gegenwärtige Ansicht
unotempels ist so mahlerisch, als man sie wün=
kann. Er liegt auf einem kleinen mit Bäumen
ten Hügel, zwischen welchen die zerbrochenen
n und andere Trümmer umherliegen: denn
Material ist so gering, daß niemand es für werth
vegzuführen.

nächst liegt der Tempel der Concordia, von
lben Auf= und Grundriß und nur in einigen
eutenden Zierrathen verschieden. Ein Theil der
ist in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen
em größten Theil des Gesimses stehen noch auf=
obgleich durch Zeit und Witterung sehr an=
en.

6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe fünf Diameter. Des Gesims war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres wegschaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter stand der gepriesene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend sind, seine ungeheure Größe zu zeigen, worin er selbst die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachstand. Er hatte acht Halbsäulen in der Fronte und siebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Capitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken: denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite St. Peters zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angibt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwey ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beide von der herrlichsten Sculptur, wie sie eine der [illegible] prächtigsten Griechischen Städte zu [illegible]

bringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel, wie manches andere große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Plane durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Ueberwundenen nöthigten, fremde Völker um Beistand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft versetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels stand noch bis in das Jahr 1494; da er denn auf einmal, ohne sichtbare Ursache, zusammenstürzte.

Von dem Tempel des Vulcan sind noch zwey verstümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man sieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich gewesen. So stehen auch noch zwey Halbsäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aeskulap außerhalb der Stadt. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln ist kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beschriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man sie gegenwärtig bezeichnet: denn ächt und

gewiß sind nur die Namen der Te l l Jupiter, Vulcan und Aeskulap, die übrigen werden nur nach sehr zweifelhaften Gewährsmännern also genannt.

Zwischen der alten Stadt und dem Fluß Hypsa ist ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es steht auf einem Fußgestelle, und hat eine Jonische cannelirte Säule an jeder Ecke: aber das Gesims ist Dorisch. Wann man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommensten Zeit der Baukunst in Sicilien aufgeführt worden; so bin ich von der letzten Meinung. Denn es ist viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden sich noch einige andere Trümmer aus Römischen Zeiten, besonders ein reiches Korinthisches Gesims von weißem Marmor, welches nun ausgehöhlt zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt seyn, an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Asche der Todten verwahrte. Ich habe diese Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache davon denken soll, so vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche für's Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vate rlandes aufzufordern.

Steinen bedeckt, wa ... B ... e
slaven und arme Bürger.
rigent war einst, nach Syracus, die größte
in Sicilien, und man gibt ihr 200,000 Einwoh=
Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern
ießen, scheint diese Berechnung viel zu gering.
scheinlich sind die Sclaven nicht mitgerechnet,
in den alten Republiken wenigstens das Dop=
der-freien Menschen betrugen. Die Agrigenti=
waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz,
und Gastfreiheit, deßwegen Empedokles von
sagte: sie äßen und tränken, als wenn sie mor=
erben sollten, und bauten, als ob sie ewig zu
gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung
te ihnen den Untergang: denn ungefähr 400
vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch
ilcon belagert und erobert, welcher alle ihre
hen Zierden wegnahm und nach Carthago führte

hatte. Nach der Zerstörung von Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre Zierden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Carthager, und der Mäßigung der Römer da stand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit: denn sobald Carthago zerstört war, und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so ward das ganze Reich durch ihre Consuln und Prätoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc sociis juga pauca boûm, grex parvus equarum
Et pater armenti capto cripiatur agello.
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus —

Juvenal Sat. 8.

Dieß sind die Worte eines Dichters, auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können.

Diodorus spricht von Agrigent, als sey es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr, bis zur Zeit der Königin Constantia, da denn die neue Stadt [illegible] aus den Ruinen hervorging. Nun enthält sie ungefähr

12000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von 20,000 Pf. Sterling; welches ein immerwährender Verlust für die Gegend ist, denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute Sicilianische und Punische Stücke enthält.

In der Kathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgent verursacht. Einige behaupten, es sey das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verursacht, worin sie mit eben so nichtigen als geistreichen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa, und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur ist ganz in demselben Styl, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten, und dieß auch

einige Reisende, welche mehr nach [illegible]
ihren Augen urtheilen, überredeten. [illegible]
man es für Römisch ansprechen, [illegible]
Asche eines Consuls oder Prätors [illegible]
enthalten haben. Die Bildwerke [illegible]
nige besondere Umstände aus dem [illegible]
milie eines solchen Mannes [illegible]
unbekannt sind, und durch die [illegible]
Geheimniß und Spitzfindigkeit [illegible]
und mythologische Bedeutungen [illegible]

Wir fanden die Einwohner von [illegible]
lich und dienstfertig. Sie [illegible]
der Gastfreiheit und Freundlichkeit [illegible]
welchem ihre Vorfahren gelangt, [illegible]
sie nachzuahmen trachten, insofern [illegible]
der Umstände es erlauben will; aber [illegible]
lobenswerth ihre Absicht seyn mag, [illegible]
dem Fremden unbequem, als [illegible]
beistanden. Denn Aufmerksamkeit [illegible]
werden beschwerlich und lästig, [illegible]
solche bezeigen, weder Witz haben, [illegible]
ten, noch Kenntnisse uns zu [illegible]
ses ist nur zu sehr der Fall der [illegible]
als der übrigen Sicilianer. Die [illegible]
tigkeit ihres Wesens macht sie unruhig [illegible]
rig, und weil ihnen die Erziehung [illegible]
roh und zudringlich. Man fühlt sich [illegible]
verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu [illegible]
mit der Absicht zu gefallen angeboten [illegible]

unleidlich iſt, ſeine Zeit entweder mit Ant-
uf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbe-
r Bemerkungen zu verlieren.

Boden von Girgent iſt fruchtbar an Korn
bäumen; aber alles Sicilianiſche Oel iſt we-
ngel an gehöriger Bereitung höchſt ſchlecht.
rden daſelbſt vortreffliche Pferde gezogen, deß-
s auch ſonſt berühmt war.

us inde Acragas ostentat maxima longe
ia; magnanimum quondam generator
equorum.

Alicata.

Den 17ten May.

gelangten von Girgenti nach Alicata. Un-
s konnten wir keine Ueberbleibſel von Gela
marina finden, obgleich Fazello und Clu-
ſden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon
geweſen. Die Geloiſchen Felder, welche ſich
gen Weg zwiſchen Alicata und Terra nuova
n, ſind ſehr fruchtbar, aber wie dieſe ganze
hr ſchlecht angebaut. Der See, welcher ſonſt
na ungeſund machte, vergiftet nun die Gegend
welche äußerſt fruchtbar iſt. Er ward ſonſt
Camarina genannt, und als die Stadt eins-
n einer grauſamen Seuche litt, fragten die
ner das Orakel des Apollo, ob ſie den See

ablaſſen ſollten. Aber ſie erhielten zur Antwort: Sie ſollten Camarina nicht rühren. Da ſie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten ſie den See aus, wodurch ſich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht ſich die Stelle Virgils (Aen. III, 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Apparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Oanus als ziemlich kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, ſie in ſeinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18ten May.

Bei Biscari wurden wir eine ſehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Hügel mit Weinſtöcken und Mandelbäumen bepflanzt, und alles hatte das Anſehn von Wohlſtand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Beſitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man dieſe ſämmtlichen Anlagen ſeinem Geiſte und ſeiner Großmuth ſchuldig ſey. Wir waren leider nur zu bald von dieſer Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir ſeine Gränze verließen, erſchienen

des Elends und der Faulheit wieder,
Syracus dauerten.
küste, welche einst so manchen blühenden
len Glanz und Wohlstand des Lebens ver-
mag nun kaum das Nothwendige für ihre
wohner hervorzubringen. Aberglaube und
ein falsches System politischer Oekonomie
beigetragen, Sicilien wüste zu machen,
hlimmsten Wirkungen von Kriegen und
Unruhen hätten thun können. Dasselbe
t seinen unglücklichen Einfluß über die
nische Monarchie ausgebreitet. Indessen
Nationen Europa's Künste und Manu-
günstigten, waren die Spanier mit entfern-
ungen beschäftigt, welche sie dadurch zu er-
ten, daß sie solche arm und abhängig mach-
urch ward ihre Monarchie ein ungeheurer
r Körper, zusammengesetzt aus einer
verbundener Theile, welche alle gleich
unfähig waren, einander beizustehen. Die
Schätze, welche aus Indien in das Mut-
ßen, kommen und verlaufen sich wie ein
der nichts als Verwüstung und Jammer
läßt. Nur wenige nehmen Theil an die-
n, und auch diese sind nur augenblickliche
elche sie unmittelbar aufwenden, um sich
en Luxus von geistreichen und arbeitsamen
verschaffen. Auf diese Weise sind die
ur die Wechsler für die übrige Welt, im-

mer im Besitz von ungeheuern Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn dieses kommt natürlich, wo jene sind. Ist es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es alles. Denn wenn ein jeder sich Bequemlichkeit und Ueberfluß verschaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufacturist, alle sind auf Thätigkeit gestellt, und jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, sein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

Syracus.

Den 20sten May.

Nun gelangten wir zu der sonst so berühmt Stadt Syracus, die nun auf die Insel Ortygia beschränkt ist, welche zur Zeit ihrer Blüthe die klein ihrer vier Abtheilungen war, und selbst hier ist grosser Theil des Bodens zu Festungswerken verw det, welche stark und weitläufig sind, ja, wenn betrachtet, daß sie dem Könige von Neapel geh sehr wohl erhalten. Wir gingen sogleich, die Arethusa zu besuchen, welche noch häufig hervorq aber das Gebet Virgils (Eclog. X. 4.)

Sic tibi, cum fluctus subterlabère Sican
Doris amara suam non intermisceat und

nicht erhört worden: denn seit dem Erdbeben von
93 ist sie versumpfet und dient nur zu einem Wasch-
mpel. Wir fanden ihn von Nymphen besucht, eini-
rmaßen unterschieden von denen, welche Theokrit
d Virgil beschreiben: es war nichts als eine Ge-
llschaft der schmutzigsten alten Waschweiber, die ich
mals gesehen.

Die Kathedralkirche ist ein alter Dorischer Tempel.
an hält sie, ohne genugsame Gewährschaft, für je-
n Tempel der Minerva, der wegen Reichthums
d Pracht so gerühmt worden. Er ist noch leidlich
halten, aber so bedeckt und entstellt durch neue Zier-
then, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom
heater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben
s einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen
hauene Sitze. Auf einem derselben im Theater
ht eine Inschrift, welche sich auf eine Königin Phi-
tis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte
chts meldet. Zu Bestätigung dieser Meinung brin-
n sie auch einige Münzen zum Vorschein. Andre
er behaupten, die Buchstaben jener Inschrift seyen
n zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehö-
n könnten, wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich
ehreren Streitigkeiten dieser Art, gibt auch dieser
nstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müßi-
n und Forschlustigen, an welchen Sicilien sehr
uchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die Lato-
ien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen

Gefängniſſe waren. Es ſind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgeſunken, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man ſtehen gelaſſen, getragen werden. Verſchiedene dieſer Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Maſſen ſind zuſammengeſtürzt, welche nun mit Buſch- und Kräuterwerk bedeckt den wildeſten und ſchönſten Anblick bilden, den man ſich denken kann.

In einer dieſer Höhlen iſt eine Alaunſiederey, wodurch ihre natürliche Düſterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das ſchwache Licht des Feuers, die ſchwarzen Geſichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantiſchen Zauberſcene. Was man das Ohr des Dionyſius heißt, iſt eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in Einem Puncte zuſammenläuft. Sie geht in den Felſen ungefähr 70 Yards in der Geſtalt eines Lateiniſchen S, und hat noch ein ſehr ſtarkes Echo, welches wahrſcheinlich ſehr geſchwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß dieſe Höhle von Dionyſius angelegt ſey, um die Geheimniſſe der Gefangenen zu erfahren, iſt wahrſcheinlich eine neuere Erfindung: denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftſteller etwas davon erwähnt. Indeſſen ſcheint ſie doch vorſätzlich zum Echo angelegt: denn ſie iſt mit mehr Kunſt und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufſtand unter den

ährend er von Dionyſius hier ein
ich bin ſogar geneigt, die vorerwähnte.
s Philorenos zu halten, weil ſie die an-
röße, Schönheit und Regelmäßigkeit weit

atomien von Acradina ſind näher an der
dienen nunmehr als Gärten eines Capuzi-
. Sie ſind in derſelben Art wie die andern,
chöner und mahleriſcher. Die weiten Höh-
rbrochenen Felſen ſind reichlich mit Wein-
augen, und der Grund mit Feigenbäumen,
nd Granaten bepflanzt. Wie ſie früher be-
weſen, kann man aus der Beſchreibung des
ehmen. Opus est ingens, magnificum,
: tyrannorum. Totum est ex saxo in
ı altitudinem depresso, et multorum
nitus exciso. Nihil tam clausum ad

delt, und die traurigen Keller, worin so mancher Elende sein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantische Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwey verstümmelte Säulen, welche für Ueberreste des Tempels, der dem Olympischen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienser, nachdem sie von Syracus abgeschlagen worden, sich zurückzogen. Die Säulen haben sechzehn Cannelirungen, und sind die ersten der alten Dorischen Ordnung, die ich mit Basen gesehen habe. Vor kurzem fanden sich noch diese Ueberreste viel bedeutender, aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden seyn, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Diese Säulen, nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabhöhlen, sind alles, was von der so mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einst so außerordentlich schön war, daß selbst Marcellus, in dem Laufe seiner Siege, sich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückselige Herrschsucht verwünschen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die reichen Paläste des Dionysius und Hiero, mit allen edlen Werken der Bildhauer- und Mahlerkunst, welche sie zierten, sind zerstört und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in

nen ſetzte, ſind ſo völlig verſchwunden, daß man
en Grund derſelben nicht einmal mehr entde-
nn. Lieſ't man die Erzählung von allen die-
it ausgedehnten Werken, ſo verwundert man
ie ſie faſt ganz konnten vernichtet werden. Be-
nan aber das mannichfaltige Ungemach, welches
ſtadt erduldet, wie oft ſie geplündert, verwüſtet
rbrannt worden, ſo muß man ſich vielmehr
ndern, daß auch nur noch das mindeſte davon
ſt. Die Einwohner waren ſo berühmt wegen
bens und Pracht, als ihre Gebäude wegen
und Feſtigkeit. Die mensae Syracusanae
durch die ganze Welt berufen, und die Feſte
onyſius und Hiero überſteigen allen Glauben;
ller dieſer Reichthum und Herrlichkeit konnte
t gegen eine kleine Zahl kühner Räuber verthei-
die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo
Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervor-
d, gar leicht die köſtlichen Paläſte der gebilde-
) entnervten Griechen in Beſitz nahmen.

r große Hafen von Syracus iſt nicht ſo weit
erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeſchlacht
geliefert worden, welche über das Schickſal
icilien entſchied. Er iſt nirgends über zwey
breit, ſo daß die Schiffe der alten Athener
yracuſer jämmerliche Maſchinen müſſen gewe-
ı, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern.
inere Hafen, der ſo reichlich mit Statuen ver-
ıd mit einem marmornen Kai umgeben w..

ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, so wie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich, von den Latomien aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwey Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drey Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syracus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen, und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen seyn.

Wir reis'ten den 23 May von Syracus ab, um Agosta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermuthe, es sey ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst so

gen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus, während des Sommers, unbewohnbar, denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen, und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche diese Ebene in zwey Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alsobald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Catania.

Den 25sten May.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben so frisch aussieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavastrom floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwer-

fen, Gräben zu ziehen, um [illegible]
oder abzuwenden, brachten die Ca.....eser [illegible]
der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von [illegible]
Menge Heiligen. Die Folge hievon war, wie ge-
wöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerstört,
der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde
gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre
als jemals: denn das Volk überzeugte sich, dieses Un-
glück habe sich wegen seines Mangels an Glauben,
und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer,
zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir [illegible]
Prinzen Biscari auf, und hatten das erstemal [illegible]
Vergnügen, einen edeln Vasallen des Königs [illegible]
Neapel kennen zu lernen, dessen Bekanntschaft [illegible]
mer höchst schätzbar seyn würde, in welchen Stand [illegible]
auch das Glück gesetzt haben möchte. Das Ver-
seines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit sei-
zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der
von ihm sprachen, und der allgemeine Geist der
tigkeit, der im Ganzen herrschte, gab mir den
stigsten Begriff von ihm, der immer mehr zu-
als ich die Ordnung und Einrichtung seines
beobachtete und den Geist und die Großheit
lernte, den er überall zeigt, wo vom Nutzen
Zierde seines Landes die Rede ist. Man
bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens
heit und Geschicklichkeit des Anbauers zum
Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eiferſüchtige Geſinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung ſich geſellt, welches alles den Gedanken an Verbeſſerung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geiſt hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers, und ſtößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in ſeinem Muſeum, welches ſehr reich iſt und für die Studirenden immer offen ſteht. In dem erſten Zimmer befinden ſich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büſten und der Torſo eines Jupiter, welcher das wahre Original zu demjenigen zu ſeyn ſcheint, der ſich in dem Muſeum Clementinum zu Rom befindet. Dieſer koſtbare Ueberreſt iſt vollkommen erhalten und von der vortrefflichſten Sculptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majeſtät, welche die Griechen beſonders zu erreichen wußten, wenn ſie den Vater der Götter und Menſchen vorſtellten, omnia supercilio moventem. Es ſind noch andere ſchöne Werke der Sculptur in dem Muſeum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene geſehen hat, ſo kann ſich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, Hetruriſchen Vaſen, natürlichen Merkwürdigkeiten, beſonders aber von Münzen. Die

Sicilianischen sind hier zahlreich und wohl erhal
ten, und geben auch denjenigen eine angenehme und
lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des
Alterthums sind: denn der Geschmack und die Aus
führung daran ist so vortrefflich, daß sie schon als
Werke der Sculptur betrachtet höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßi
ges Gebäude; der ältere Theil desselben in barbarisch
Sicilianischem Geschmack mit ungeheuern Figuren
und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der
Theil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach regel
mäßig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die
Straßen regelmäßig und breit; aber die Häuser in
einem schlechten Geschmack und der größte Theil der
selben unvollendet. Die Kirchen sind alle im Styl
der neuern Baukunst, indem sie seit dem Jahre 169[illegible]
errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch
ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, be
sonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und
mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in
die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es läßt sich
kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches
man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens
finden sollte. Das Benedictinerkloster ist ein unge
meßlicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet,
aber in dem gewöhnlichen Styl. Es ist nicht geendigt
und wird es wahrscheinlich niemals werden; denn dies
Stadt kann sich, wegen der Nähe des Aetna, kein
lange Dauer versprechen. Die Kirche ist edel und

prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Palagonia nicht viel nachgibt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung Hetrurischer Gefäße, beinahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt, und in Sicilien gefunden; ein Beweis, daß diese Waare nicht allein von den Hetruriern verfertigt worden. Uebrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Base, nebst dem Piedestal von einer derselben, steht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zierrathen, und scheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Besonderes, denn es sind bloß Massen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektonische Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind, gleich den übri-

gen Sicilianern, sehr geneigt, ihre Alterthümer de
Griechen zuzuschreiben, aber ohne Grund; denn d
Griechische Stadt ward ganz und gar durch Sextu
Pompejus zerstört, bald nachher zwar wieder he
gestellt, aber auf's neue durch einen Ausbruch de
Aetna verwüstet. Durch den Beistand der Röm
wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals vo
einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kan
sich nicht genug verwundern, daß, nach solchen wi
derholten Zerstörungen, die Stadt immer wieder i
derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgan
eines Thals, welches die Lava nothwendig auf
hinführt. So lange der Hafen daselbst den Hand
begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum G
nun die Einwohner jene große Gefahr vergessen lie
aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache hier z
bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum z
verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alle
mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruch
bare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Ne
gung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, ob
gleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstan
überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörun
immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufg
baut. Nun enthält es 16,000 Einwohner, welche i
beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ei
inniges Vertrauen auf die heilige Agathe lassen si
wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eigene

Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deßwegen wächst sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern Sicilianischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünstigt, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Theile des Mittelmeeres geworden. Aber, wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewässert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

Aetna.

Den 27sten May.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen, bis zum Dorfe Nicolosi, steigt man allmählich durch reiche Weinberg- und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese sind von

dem letzten Lavastrom durchbrochen und vielfach zer
stört. Die Sicilianer nennen solche Plätze mit einem
verdorbenen Spanischen Namen Sciarra. Die Lav
von 1669 brach nahe bei Nicolosi hervor, und di
Gegend rings umher ist noch mit trockner schwarzer
damals ausgeworfener Asche bedeckt. Die kleine
Berge, mit dem Krater, aus dem die Lava floß, sin
noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern ge
schehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange
bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannt
Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegeta
tion fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dies
Erhöhungen, und sah um mich her eine unendlich
Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar
andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichen
wäldern bewachsen, noch andere durch nachfolgend
Lavafluthen unkenntlich gemacht, und durch die ung
heuern Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden
verwandelt und mit Wäldern und Weingärten be
deckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von
Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von ei
nem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welche
gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dienen.
Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert
bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr 6 Meilen. De
Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum
Theil über die Lava von 1766, welche einen schaude
chen Anblick muß verursacht haben, [illegible] sie vier Mei
len breit durch einen Eichenwald fl [illegible] als wir höhe

vurde der Stieg noch jäher und die Verände-
s Klima's sehr merklich. In Catania war
der Mitte der Kornernte, zu Nicolosi befand
in der Mayenblüthe; wie wir aber uns der
hle näherten, trieben die Bäume das erste
nd die Luft war sehr kalt und schneidend.
hten Feuer an in dieser kleinen Höhle, raste-
Mitternacht, und stiegen alsdann dem Gipfel
unfruchtbare Asche und Lavastücke. Nach-
e ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward
z so steil, daß wir uns genöthigt fanden, un-
ulthiere zu verlassen, und den übrigen Weg
zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne,
ne, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht
, und eben hell genug, um uns die allgemei-
men der Gegenstände, nichts aber im Einzel-
zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Stille,
Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöse
ges, welches laut und feyerlich klang, als wenn
sich im Sturme bricht. Der Krater war zu
eiden an einem rothen düstern Lichte, das
weiten Dampfwolken brach, die sich hervor-
Das Ganze zusammen bildet die furchtbarste
die ich jemals gesehen, und welcher gewiß in
t nichts verglichen werden kann.

fanden wenig Schnee an dieser Seite des
; aber die Kälte war so streng, daß wir sie
tragen konnten. Weder das Gewicht der
, noch die Anstrengung durch lose Asche an

Klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, [illegible] uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deßwegen den der Kälte nicht genau angeben; aber sie war [illegible] tig, daß der heiße Dampf, welcher aus den Rissen in der Nähe des Kraters hervordrang, [illegible] telbar an den Steinen gefror. Nachdem wir [illegible] zwey Stunden mit unendlicher Mühe und Ge[illegible] aufgeklimmt waren, gelangten wir an den [illegible] Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, [illegible] alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Sicilien, Malta, Calabrien und die Liparischen [illegible] sein erscheinen gerade unter einem, wie auf [illegible] Charte. Das Einzelne war alles in der Dämm[illegible] des Morgens verschwunden, und das Ganze [illegible] men schien in Schweigen und Ruhe versenkt. [illegible] fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben, [illegible] sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegen[illegible] der Ehrsucht unter mir. Die Schauplätze, auf [illegible] so viele mächtige Städte durch Kunst und [illegible] blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um [illegible] schaft der Welt kämpften, schienen nur Spielw[illegible] zu seyn.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nu[illegible] nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, See[illegible] Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählich [illegible] licher, bis sie auf einen gewissen Grad gela[illegible] dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweis[illegible] die Dünste, welche die Sonne in die Höhe [illegible]

Der Aetna selbst bildete einen ungeheuern
nzeiger, dessen Schatten sich weit über den sicht-
Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeugte,
an von hier aus, mit einem guten Teleſcop,
iste von Afrika und Epirus würde sehen können.
chte manchmal durch einen guten Dollondschen
ntubus die Küste von Apulien zu sehen; allein
der großen Kälte konnte ich nicht genugsame
rksamkeit darauf wenden. Unter uns an dem
konnten wir die Spuren einer großen Menge
röme erkennen, welche doch nichts sind gegen
hl derer, die sich nicht mehr unterscheiden lassen.
anze Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im
iſs hat, und, nach den Beobachtungen des Cano-
Recupero, 5000 Yards senkrechte Höhe, ist
us von Lava aufgeführt. Untersucht man die
Thäler, welche durch Bergströme ausgewa-
vorden, so sieht man, daß der ganze Berg aus
ebenen Lavaschichten besteht, die über einander,
ngen Zeiträumen geflossen sind: denn sie haben
n sich Boden von abwechselnder Dicke, von sechs
s zehn Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrü-
ingere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet
daß aus einer Lava, welche die allermildeste ist
m leichtesten verwittert, ein Fuß fruchtbaren
nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht wer-
nn; daher sich denken läßt, was für zahllos-
er nöthig gewesen, um diese ungeheuren Re-
kungen hervorzubringen. Aber was müssen wir

denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtig
Berg nur eine Wiedererzeugung iſt, indem ein vi
höherer Gipfel eingeſtürzt, und der gegenwärtige er
wieder gebildet worden. Dieſes hat mehr als Wah
ſcheinlichkeit: denn ungefähr zwey Drittel des Weg
wenn man in die dritte Region gelangt, iſt eine weit
Ebene, welche an mehreren Stellen, beſonders a
der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimm
man nun an, der Berg ſey anfangs coniſcher Geſta
geweſen, wie es bei Vulcanen gewöhnlich, ja not
wendig iſt, ſo muß alles was über dieſer Plaine wa
eingefallen, und was jetzt als Unterſatz eines kleinere
Berges erſcheint, muß ehedem in Einem Aufſtieg bi
zum Gipfel fortgegangen ſeyn, ſo daß der Aetna da
mals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ic
wünſchte dieſe Wunder der Natur mit mehr Muß
und Aufmerkſamkeit unterſucht zu haben; aber in de
gewaltſamen Kälte war es unmöglich zu verweilen
Jedoch entſchloß ich mich, in den Krater hinein
ſchauen, ehe wir zurückkehrten. Unſer Führer wuß
viel von der Gefahr dabei zu ſagen, und wie öfte
die hohlüberhangenden Lavabänke einſtürzten; al
nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heil
gen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche ſch
durch irgend einen kühnen Fremden verſucht worden
Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerſchlun
ſah ungeheure vorragende Felſen, zwiſchen denen mäch
tige Dampfwolken hervorbrachen, im=er mit einem
trüben zitternden Lichte vermiſcht. Ich konnte keine

Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Toſen der Wellen von geſchmolzener Materie, welche ein ſolches Geräuſch machten, daß ſie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines ſtürmiſchen Feuers, welche unten raſeten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun inſoweit unſrer Neugier gewillfahrt, ſtiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derſelben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erſchöpft, anlangten.

Aci Reale.

Den 1ſten Juny.

Nachdem wir zwey Tage ausgeruht, nahmen wir unſern Weg auf Taormina, und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unſern Weg wenige Meilen ſeitwärts der Straße, um den berühmten Caſtanienbaum zu ſehen, welcher hundert Pferde ſoll beherbergen können. Es iſt aber kein einzelner Baum, ſondern eine Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, ſind alles gekappte Stämme und ſehr verſtümmelt. In Sicilien mögen ſie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum geſehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt iſt, die edlen Eichen von England zu ſe-

hen, findet hier nur einen verä[illegible] n Gegenst[illegible]
Ich hatte jedoch bei dieser Gelegenheit den [illegible]
eine der fruchtbarsten und bebautesten Gegenden [illegible]
Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Reg[illegible]
des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des [illegible]
dens, noch in der Gewalt der Vegetation. Besond[illegible]
zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letzt[illegible]
Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Ja[illegible]
Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größ[illegible]
Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit [illegible]
Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gl[illegible]
Deßwegen sind diese Strecken außerordentlich be[illegible]
kert, und viel besser als irgend ein Theil Sicilie[illegible]
angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganz[illegible]
Aetna rechnet man zu 160,000 Menschen, welche [illegible]
Verhältniß größer ist, als in irgend einem ande[illegible]
Theile der Insel. Indem ich diese Gegend des B[illegible]
ges beobachtete, ward ich in meiner Meinung [illegible]
tigt, daß er ehmals höher gewesen: denn es [illegible]
sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke [illegible]
verbreitet, und der Rand derselben noch sehr [illegible]
erkennen.

Taormina.

Den 2ten Juny.

Wir kamen nach Taormina, vor [illegible] rs Tauro[illegible]
nium. Auf unserm Wege [illegible] r das [illegible]

des Asines. Es ist ein kalter klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onobalos, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Gränze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschichte wär, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulcanisches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Capuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Naros, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Ueberrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter, und von anderer Bauart als das zu Aegesta. Der äußere Corridor ist zusammengestürzt, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätten dienen sollen. Das Theater von Aegesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art, vielmehr scheint nur

für das gesorgt, was unumgänglich n[illegible]ig war, u[illegible] das Stück vorzustellen und zu hören. Das Tau[illegible]minische Theater war, wie es scheint, sehr reich ve[illegible]ziert, und zu aller Art von Schauspiel und Gepräng[illegible] eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der Römische[illegible] Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geschma[illegible] schon überhand genommen hatte. Es liegen auch manch[illegible] verstümmelte Säulen von Granit, Cippolin und a[illegible]dern köstlichen Bausteinen umher, mit Capitälen u[illegible] zerbrochenen Gesimsen einer verdorbenen Korinthische[illegible] Ordnung, welche beweisen, daß das Theater unte[illegible] den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu de[illegible] Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eine[illegible] Hügels, der eine herrliche Aussicht gegen den Ve[illegible] Aetna und die ganze Küste von Sicilien, sogar bi[illegible] Syracus hin, beherrscht. Da diese Ruinen, von all[illegible] neueren Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, [illegible] haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die [illegible]trachtung der Veränderungen, welche sie erlitten h[illegible]ben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, [illegible] zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke [illegible] Sophokles und Euripides horchten, ist es ein [illegible]halt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormin[illegible] die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, we[illegible]ches eine Naumachie soll gewesen seyn, wie auch [illegible]serbehälter, aber keins von diesen besonders merkwü[illegible]dig. Nachdem wir einen Tag [illegible] bracht, [illegible]ben wir uns auf eine Maltesi[illegible] nara, welch[illegible]

wir zu Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Messina.

Messina.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, ist die Ansicht sehr schön und romantisch: denn die Küsten sind hoch und felsig, geziert mit Städten und Dörfern, die sich stufenweise an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch auffallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter Quart, dennoch einen sehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter steigen nun die Heräischen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, zwischen Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gebogen; daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Auf ihr steht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Festungswerke, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, sondern sie beherrschen erbaut zu seyn scheint. Kommt man aber der Stadt näher, so verliert diese liebliche Gegend allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niedergeschlagenes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar viele fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet

man im Hafen, und der Kai, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese unglückliche Stadt vor kurzem betroffen, und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedrigsten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgestiegen nunmehr die Stadt betraten, verdüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt, und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund, und die Gegend umher schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres, und sowohl für den östlichen als westlichen Handel günstig gelegen. Diese natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verschiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von Normännischen, Deutschen und Arragonischen Königen verliehen worden. Da sie die erste war, die König Roger die Thore öffnete, der die Insel den Saracenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Recht auf Gunst und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweise erhoben sie so manche glückliche Umstände zu Reichthum und Größe. Messina hat 90,000 Einwohner, und war der große Han-

für dieſe Weltgegend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, ſo wurde den Einwohnern das Spaniſche Joch zur Laſt, und im Jahr 1672, gereizt durch den Vicekönig, empörten ſie ſich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten ſie ſich eine Zeit lang, und gaben ſich zuletzt unter den Schutz Ludwigs XIV, der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, ſie nach treu und wirkſam geleiſteten Dienſten ſchimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit iſt es der Zweck der Spaniſchen Staatskunſt geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu laſſen. Der Hafen iſt beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel ſtreng beſchränkt, und jede Nothwendigkeit des Lebens ſchwer beſchatzet. Dieſen traurigen Zuſtand noch auf's äuſſerſte zu bringen, raffte die Peſt im Jahr 1743 beinahe drey Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl ſich gegenwärtig nicht über 30,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Beſichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts beſonders Merkwürdiges. Die Gebäude ſind alle in dem modernen Sicilianiſchen Styl und, die Kirchen ausgenommen, droht faſt alles den Einſturz. Die Kathedrale iſt ein ſehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin ſich unter andern ein Manuſcript befindet, die Geſchichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin ſo viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abſchri-

avon beſeſſen; aber ich konnte ſie auf keine Weiſe erhalten. Es ſcheint ſehr meiſterhaft geſchrieben zu ſeyn, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgeſprochenen Geſinnungen von oben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, ſo fürchterlich in der poetiſchen Beſchreibung, befindet ſich gerade vor dem Hafen von Meſſina. Er iſt niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verſchlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich ſchrecklich geweſen ſeyn, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr: denn die Schiffer waren, in Vergleich mit den Neuern, ſehr verächtliche Seeleute. Doch iſt die Beſchreibung deſſelben in der Aeneide (III. 420.) ſehr weit über die Wirklichkeit, auch bei dem ſtürmiſchſten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat undâ.

Auch ſieht man keinen Grund zu vermuthen, daß Wirbel jemals gewaltſamer geweſen als gegenwärtig. Virgil aber ſchreibt als ein Dichter und nicht als Naturforſcher, und zeigt ſich hier nicht hyperbolis in manchen andern Stellen ſeines Werkes.

(Beſchluß des Tagebuchs.)

Ober-Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes, nach Lausanne und Genf, wo P. H. seinen Bruder Carl nebst dem berühmten Mahler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dieß unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung beider, der Landschaftsmahler in seinem Elemente lebt.

P. H. ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise Oelgemählde zu restauriren, und über den dabei anzuwendenden Mastirfirniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, mahlte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannichfachsten Studien. Er mahlte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals

auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinett in Gouache. Dieß gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana, eine ganze Galerie von Hackert gemahlt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem mahlerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit mahlte er viele Staffeleygemählde, unter andern zehn Aussichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn; und ob er gleich, noch vor seiner Reise in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preise seiner Gemählde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt h[illegible]r, so waren doch immer für Holland, England, [illegible]utschland

polen und Rußland, öfter auf sechs bis sieben Jahre, Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemähldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben beim Rath Reiffenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu, und begleitete sie und den Prinzen Ludwig von Würtemberg, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Aussichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Puozzoli, Baja und Caserta, bei ihm zu machen geruhten; so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemählde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweymal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise [illegible]

ſen, mit dem Erbieten, ihn unter ehr ollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienſte zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entſchuldigungen abzuwenden geſucht. Dießmal aber mußte er es beiden, und wenigſtens einen zweyjährigen Aufenthalt verſprechen. Beſonders drang die Großfürſtin auf das gnädigſte in ihn, ſo daß er ſeine Beſtellungen, ſeine Geſundheitsumſtände und was er ſonſt noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegenſetzte. Der Großfürſt verlangte ſchriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er ſonſt noch begehre. Seine Forderungen wären groß, und die Sache verzögerte ſich. Endlich ſchrieb er darüber an den [illegible] Admiral Czernitſcheff, welcher die Kaiſerin über die Sache ſprach. Dieſe verlangte den Hackertſchen Originalbrief zu ſehen, und ſagte, als ſie ihn geleſen hatte: „Ich ſehe, daß des Mannes Geſundheit für unſer Klima zu ſchwach iſt, und merke deutlich, daß er nicht Luſt hat zu kommen; es iſt beſſer, ihn in Rom zu laſſen und ihn dort zu beſchäftigen.“ — Was auch die Kaiſerin zu dieſer Entſcheidung mochte bewogen haben, ſo erkannte ſie der Künſtler mit unterthänigſtem Danke. Denn er war in Rom etablirt, hatte viele beſtellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand ſich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine ſolche Reiſe zu machen nicht erlaubten.

Graf Rasumowsky.

n Jahre 1782 machte er eine mahlerische Reise
Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terra=
Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Sessa u. s. w.
te jedoch nach Caserta, um Studien zu einem
Bilde zu sammeln. Für die Großfürstin von
nd sollte die Ansicht des Palasies von Caserta,
er Campagna Felice, von S. Leocio her genom=
abgebildet werden.

H. kannte schon seit mehreren Jahren den Gra=
ndreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel
cher Minister war. Dieser Liebhaber der Künste
e alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo
zeichnete. Da nun die Studien in S. Leo=
chs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen
um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige
:, daß ein Mahler daselbst viel gezeichnet habe,
aß der Russische Minister jeden Morgen gekom=
sey, ihn zu besuchen. Der König fragte den
n, was das für ein Mahler wäre, und erhielt
ntwort, daß P. H. schon vieles für Katharina
weyte gemahlt habe, und daß er gegenwärtig
ien mache zu einem bedeutenden Bilde für die
fürstin von Rußland; auch in Puozzoli, Baja
andern Orten würde er dergleichen verfertigen.
König verlangte den Künstler zu sehen und zu
en.

er Graf Rasumowsky meldete also an P. H.

das Verlangen des Königs; und da Hof im May nach Caſtel a Mare ging, leitete man die Sache ſo ein, daß P. H. an dieſem Orte dem König vorgeſtellt wurde. Er hatte nichts weiter von ſeiner Arbeit bei ſich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Raſumowsky gehörte: der König beſtand aber darauf, alle Studien zu ſehen, welche P. H. gemacht hatte. Dieſes war dem Künſtler nicht erfreulich. Man machte viele Vorſtellungen, daß ein Künſtler nicht gern unfertige Sachen einem ſolchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entſchuldigungen mehr ſeyn mochten. Allein der König ließ ſich nicht abwendig machen und beſtand darauf, alles zu ſehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn P. H. ſeine Studien zuſammen und ging nach Maſſa, Sorrent und Caſtel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guiſeſana, Nachmittags um vier Uhr, vorgeſtellt. Der König ſetzte ſich und betrachtete alles mit Aufmerkſamkeit. P. H. hatte eben keine große Vorſtellung von der Einſicht des Königs, und verwunderte ſich daher um deſto mehr, daß derſelbe mit geſundem Verſtande und beſſer ſprach, [illegible]onſt Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-[illegible]ählde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle

Gegenden im bloßen Contour, und bewunderte, daß n einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deut=ichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah alles zum zweyten Mal mit vieler Zu=riedenheit und sagte: so etwas habe er noch nie ge=ehen. Da es aber 6 Uhr war, so war es Zeit, auf ie Kaninchen=Jagd zu gehen. Die Königin, die enig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König at mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen ge=au zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlau=en, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie ügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges inzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, ar zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er lles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; dieser folgte, und der Kö=ig verlangte, er solle mit P. H. sprechen und ihm agen, der König wünsche vier Gouache=Gemählde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden selbst wäh=len. P. H. erwiderte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a Mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein popu=läres Erntefest in Boschetto, Abends mit Illumi=nation und anderm Erfreulichen gab, so ließ er P. H. einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in

der Gegend, besonders seine Jagden zu [illegible] gentlich sagte der König zu ihm, daß er eine Aussicht von seinem Jagdhause zu S. Leucio zu haben und fügte hinzu: er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sey; allein da dieser Ort ihm [illegible] gefallen, und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb seyn, davon ein gutes Bild zu sehen. P. H. machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ernteten (denn die Ernte ist hier später als in Caserta, wegen der höhern Lage), und während er zeichnete, kam der König und sah zu; da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Umrissen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit: ob man Vorgründe nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenspielen, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. P. H. antwortete, daß es sehr schicklich sey, und führte den Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Schreibcabinette des Königs.

Während nun P. H. zeichnete, sprach der König verschiedenes. Unter andern sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Wie viel Tausende gäb' ich, nur den zehnten Theil von dem zu wissen, was Ihr wißt! Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat mich aber so gelehrt, wie alles andere, so daß

venig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Auf-
eher und Lehrer waren! sie sind jetzt im Paradies."

Die übrigen drey Gegenden zu jenen bestellten
Gouachen waren sehr mahlerisch: Persano, Eboli und
Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem
König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a
Mare zu verfertigen mit seinen Galeotten. Er mußte
eßhalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen
Studien zu machen: denn alles sollte ganz genau nach
er Kunst der Seeleute verfertigt seyn. Zu Anfang
Septembers sendete P. H. die vier Gouache-Gemählde;
r König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie
n Casino von Pausilippo aufhing, von da nach Por-
ci mitnahm, und hernach im Schreibcabinette zu
aserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Octobers
ach Caserta, und brachte dem König das große Oel-
mählde von Castel a Mare, welches sehr gut aufge-
ommen ward.

Die Königin ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl
Geschmack an schönen Künsten fand, und P. H. stand
aher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Ge-
mählde für ihre Schwester Marie Christine. Er
atte den See von Nemi gemahlt, den er seiner Fa-
ilie zum Andenken lassen wollte, und dieß war zu
ner Zeit das einzige Bild, welches er für sich behal-
n hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach
aserta kommen, und die Königin kaufte es sogleich.

P. H. mußte mit dem König auf alle Jagden ge-
n, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen.

weil viele derſelben gemahlt werden ſollten. D
nig beſtellte ein großes Bild von vierzehn Fuß
eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro.
andere Parforce-Jagd von Carditello folgte d
Herbſt und Winter wurden mit Studien zugel

Kaiſer Joſeph II.

Kaiſer Joſeph der Zweyte kam nach
und nachher auch Guſtav Adolph, Köni
Schweden. Joſeph nahm keine Feſte a
Jagden, beſuchte P. H., ſprach viel mit ihm,
beſtellte keine Arbeit; der Kaiſer ging an
Jagd nach Perſano, wo er zehn Tage blieb;
mußte den König dahin begleiten, um Studi
machen. Dieſer hatte vier Gemählde beſtellt für
runden Saal al Fuſaro, welche die vier Jahrs
abbilden ſollten, Neapolitaniſche Gegenden mit n
nen Figuren, nach Landesart bekleidet, welche
mahleriſch ausfällt. Der König lud Joſeph
Zweyten nach al Fuſaro ein; P. H. mußte mit
fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen.
dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiſe
viel Energie und Geſchmack die Bilder, ſo da
Königin ſich verwunderte und zu P. H. ſagte:
habt den König ſehr in die Kunſt eingeweiht, w
mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat
zu uns geſchickt! Ich bin entzückt, daß der K
Geſchmack an den ſchönen Künſten findet, und

n wir Euch zu danken." Sie sagte dieses und
res Höfliche mehr in Französischer Sprache.
). H. blieb in Neapel bis Anfangs Juny, und
Graf Rasumowsky die Bäder in Ischia neh-
wollte, so mußte P. H. versprechen, den August-
t und einen Theil des Septembers ihm Gesell-
zu leisten. Der Künstler transportirte eins
roßen Bilder, die Jahrszeiten vorstellend, nach
a in den Palast des Grafen. Der König stattete
ast einen Besuch ab, und in den heißen Stunden
Tages war er bei P. H. und sah mahlen. Im
ber kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Ar-
fortzusetzen.
um Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrs-
n war eine Gegend nach der Natur genommen;
Frühling zu S. Leocio, gegen Pie di monte Alifa
mit dem Voltarno; der Sommer zu S. Lucia di
rta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento
n Neapel; der Winter zu Persano, mit dem
Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese
Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal
Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und
erey bestimmt war. Die Bilder wurden 1799
die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfah-
können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen
e als Skizzen dienten, kaufte die Königin und
kte sie ihrer Schwester Marie Christine, und
inden sich noch bei dem Herzog Albert von
hsen-Teschen. P. H. bedauerte den Verlust

dieſer Gemählde, weil er ſie für ſeine beſ
hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht

Ferner beſtellte der König ein groſſes B
es ſchon oben angedeutet worden, eine Art
force-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hund
Art und Weiſe der Pallieſer. Zu dieſem Bil
ten viel Studien, ſowohl der Perſonen, als
de, Hunde und mancherlei Geräthſchaften.
gend der Jagd war al Zingaro. Der Kön
ſein Portrait auf dieſem Bilde haben, und
Künſtler ein und eine halbe Stunde; es
ähnlich aus. Gegenwärtig beſitzt es Graf D
von Dönhoffſtadt in Berlin. Auch vie
liers ſaßen ihm und wurden ſehr ähnlich,
Duca di Riario, Don Marco Ott
der Duca di Caſtel Pagano und mehre
ſes Bild koſtete viel Zeit, Mühe und Arbei
alles mußte nach der Jägerkunſt ſehr richti
ſtellt werden, ſo daß dieſes Bild erſt 17
wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines
König zu Pferde gemahlt werden, im Jagdk
er mit zwey Hunden einen Haſen hetzt.

Caſerta.

Graf Raſumowsky wurde zurückbern
der König gab P. H. ein Logis auf dem alte
Indeſſen verurſachte der Aufenthalt bei Hofe,

gleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta, großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß P. H., da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß P. H. zuletzt deutlich erklärte: wenn ihm Ihro Majestät nicht 100 Neapolitanische Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben, und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin und her zu reisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und P. H. sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im October wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ P. kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm 6 Unzen in Gold, nebst 6 Fasanen und anderen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um 12 Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Worten, und er mußte hoch und theuer versprechen im October wieder in Caserta zu seyn.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich
die bestimmte Zeit zurück, und alles ging seinen
ten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König
P. H., daß er ihn und seinen Bruder Georg en
giren wolle, und sie in Neapel bleiben sollten. Di
Sache wurde sehr weitläufig durch den Ritter Gat
und den General Acton betrieben. Nachdem al
beredet war, stellte P. H. die Conditionen für
und seinen Bruder, und sagte den Inhalt selbst
den König. Dieser wies ihn wieder an den Gener
Acton, der es im Rath vorstellen sollte. Dieß
schah im März, und Acton schrieb ein Billet, d
der König die Conditionen approbirt habe. Am En
des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche
der Finanzsecretarie, wo die Pension sollte gehob
werden. Die Brüder reis'ten nach Rom, und m
ten Anstalt nach Neapel zu ziehen, welches im Juli
geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Pal
Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammermahl
wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid
legen müssen; da P. H. aber schon beinahe vier Jah
dem Könige als Mahler gedient hatte, und sehr
kannt war, so sprach der König nie von dem Eid
auch kann in Neapel kein Protestant den katholisch
Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum K
nig: ob Ihro Majestät wohl wüßten, daß P. H. ni

Römisch-katholischen Kirche gehöre. Der König
vortete: „Ich weiß es sehr wohl: wisset aber
, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vor-
lichen moralischen Charakter hat, und mir mit
Treue ohne Eidschwur dient. Ich wünsche, daß
meine Katholiken mit der Treue dienen mögen,
er."

Familiarität des Königs.

Einst wollte P. H. nach Caserta fahren, wo er
Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den
ig auf dem Weg von Capua nach Caserta —
wer dem König in der Stadt oder auf dem
e begegnet, muß stille halten — der König kannte
ogleich, grüßte ihn sehr freundlich, nach seiner
nlichen Art, und fuhr nach Caserta. Er kam
arditello, und speis'te gewöhnlich um 1 Uhr.
eilte nach, und sobald er in seinem Quartier
g ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich
önig zu präsentiren, weil dieser ihn schon ge-
atte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit,
n da er das Hemd wechselt, tritt der König
Schlafzimmer, und spricht auf eine gnädig
he Weise: „Seht, wir sind geschwinder
der erste, der Euch die Visite macht." E
. H. sollte sich völlig ankleiden, und hieu
gute halbe Stunde auf, um seinen Be-

gen zu erwarten. Er fragte: „ machst Ihr gen?“ P. H. sagte: wenn Ew. Majestät dern Befehle geben, so richte ich mich zur „Morgen früh, sagte der König, komm' ich aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. schöne Aussichten entdeckt, die ich Euch zeigen Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberey des Königs.

Der König war von Jugend auf ein Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen; durch die Jagd ist er stark, gesund geworden. P. H., der die Gnade hatte, eines Tages eingeladen zu werden, und bei seinem Posten war, hat ihn unter hundert nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es allein die Jagd, sondern das Bedürfniß in der Luft zu seyn, was ihn gesund erhielt. oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, Jagden nicht gehalten den; denn ihn sehen, amüsirte den König so sehr, daß er war, wenn er nur Beschäftigung in der freien hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm nach Ischia und Capri gewesen.

irte seine Corvette der Capitän, des Tages der
so gut als der beste Seeofficier. Die Fischerey
Anlagen zur Fischerey verstand er vollkommen,
e er es auch bewiesen hat auf dem See von Fu-
der schon von Alters her durch einen Canal Zu-
enhang mit der See hat, und deßwegen Salz-
ist; wohin der König Austern aus Taranto zur
n Behältern kommen ließ, um sie da zu vermeh-
welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten
g hatte. Die Fischerey war gemeiniglich auf dem
von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der
viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern
n in den Monaten, worin sich ein R. befindet,
lich, sowohl in Neapel als am See selbst für
billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo
R. ist, als von May an bis in den September,
keine Auster angerührt werden, weil sie sich in
ißen Monaten vermehren. Der König ruderte
r beste Matrose, und schalt sehr seine Seeleute,
es nicht richtig nach dem Tact der Kunst ging.
was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und
Will er belehrt seyn, so ist er nicht eher zu-
n, als bis er die Sache gründlich begriffen hat.
reibt eine vortreffliche Hand, und schreibt ge-
d, verständig, kurz und mit Nachdruck. Ha-
hat die Gesetze von San Leocio gesehen und
t, bevor sie gedruckt wurden. Der König hat-
nem seiner Freunde übergeben, der nachsehe-
, ob auch Fehler gegen die Orthoaraphie darin

wären, wo denn hin und wieder nur einige
keiten zu ändern waren. Sie wurden herna
schrieben und gedruckt. Hätte man diesen H
Studien angehalten, und ihn nicht zu viel z
lich mit der Jagd verderben lassen, so wäre
der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

P. H. war mit dem König in Persano
Jagden, um Studien zu zeichnen und zu mal
die Bilder, die der König bei ihm bestellt hat
war im Januar, als ihm der König aufgeget
te, verschiedene Thiere, besonders wilde Sc
Hirsche, Tannthiere und Rehe zu mahlen.
Studien konnten nicht in ein oder zwey Ta
macht werden. Die Kammertafel war um
also wollte P. H. nicht speisen, um seine Ar
an den Abend fortzusetzen. Der König kam
niglich zu Hackert, um zu sehen, was er
hatte, ehe er oben in sein Appartement ging.
Tages war es schon Nacht, als der König zum
Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sic
Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch ver
geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burg
denn auf diesen Jagden speis'te er nichts zu
als etwas kalte Küche. Während als er die
aß, sagte er zu seinem Kammerdiener B

et hinunter, rufet mir den Hackert: er soll kom-
so wie er ist, und mir zeigen, was er heute
cht hat." Dieß geschah sogleich. Die Königin
d sich bei dem König; er sah alles mit Wohl-
en an; endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr
viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune." —
. sagte: wenn ich nicht fleißig bin, und ein Sei-
kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen
, denen Ihro Majestät es geschenkt haben, wür-
ehr übel auf mich zu sprechen seyn. — „Es
mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr
Mittag gegessen?" — Gefrühstückt, erwiderte
. Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als
meine Tagesarbeit vollendet ist, es sey um
e Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen
sich nicht wohl studiren. — „Diese Würste sind
ordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden
so gut schmecken wie mir. Borelli! sagt, daß
fohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu
und von demselben Burgunder, damit er sich
so vieler Arbeit wohl erhole." Er befahl den
n Tag dem Küchenmeister, daß wenn Hackert
zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kom.
wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn
verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gut
keit, womit der König alles that und sagte.

Geſchenke.

Der König iſt außerordentlich gnädig und höflich. P. H. erinnert ſich nicht, daß der König ihm je befohlen hatte: Ihr müßt oder Ihr ſollt das thun, ſondern immer pflegte er mit Artigkeit zu ſagen; Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun; oder gar: ich bitte Euch das zu thun. Iſt die Sache gemacht, ſo dankt er ſehr höflich dafür, und macht Wildpret von allerlei Art zum Geſchenk, nachdem die Jagden ſind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon iſt, und es auch mit Geſchmack genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung Niemand vergeſſe, ſo hat er eine Note von allen denen die gemeiniglich Wildpret geſchenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieſes geſchehen, ſo reitet oder fährt der König nach Caſerta. Iſt das Wildpret nachgekommen, ſo zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Ohre des Thiers Blei angefunden, worauf das Gewicht geſtempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieſes geſchieht in des Königs Beiſeyn. Nun folgt erſt die Note der Austheilung. Zuvörderſt ſteht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche ſie [illegible]s wieder vertheilt. Und auf dieſe Weiſe bek[illegible] jedermann

das ihm der König zugetheilt hat. Ein Trä-
t das Schwein, ein Läufer begleitet ihn, und
as Geschenke an seinen bestimmten Herrn im
des Königs. Hackert, als Kammermahler,
te Classe bei Hofe, als die Kammermedici,
rmeister der Musik, wie Paesiello, mit
diese Classe aufhört, bekamen bei großen Jag-
lich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters
ünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen
auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd
war, bekam er allemal einen Jährling von etwa
nd, welches die besten waren. Oefters schoß
ig, wenn die Fasten früh anfingen, in der
ie wilde Schweine, zwey oder drey, die da
anrichteten. Da bekam der Ritter Hamil-
größte, und Hackert das kleinste, weil sie als
nten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt
der heiligen Woche ein Schwein, nebst einem
oll Becassinen, deren über hundert waren.
Jahrszeit schon warm war, so verschenkte er
roßen Theil in Neapel an seine protestanti-
nnde; viele wurden bei ihm verzehrt; und in
gen Woche kamen oft katholische Freunde, die
Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten, Fleisch zu

n die große Fasanenjagd war, wo sechs bis
ndert geschossen wurden, bekam ein jeder von
lasse einen Fasanen; P. H. aber bekam zwey
nig sagte: „alles was von Hackerts Bekann-

ten nach Caſerta kommt, gehet bei ihm zu ſpei
muß zwey haben.“ Außerdem bekam er roth
hühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd,
natürlicher Weiſe vielen Neid erregte. Im
mer, wenn der König im Belvedere ſich aufhie
Hackert in ſeiner Wohnung in Caſerta. Der
bekam oft aus Neapel einen großen Fiſch, Pes
da (Schwertfiſch.) Dieſer Fiſch kommt mi
Tonno aus dem Archipelagus in's mittell
Meer, im May, hat ſeinen Zug, und geht gege
Auguſts wieder zurück, wie der Tonno. Er
ßerordentlich delicat, etwas fett, und man kan
viel davon eſſen, denn er iſt ſchwer zu verdaue
iſt ſehr groß, lang und rund, oft ſieben bis ac
auch noch länger, ohne ſein Schwert, das m
Kopfe über dem Maul iſt. Wenn der König
ſolchen Fiſch bekam, ſo theilte er ihn ſelbſt ein
ckert kam eines Tages von ungefähr dazu.
die Treppe in Belvedere hinauf gehen wollte,
er die Stimme des Königs in der Küche. D
nig rief ihm, er ſollte kommen, und den groß
nen Fiſch ſehen. Darauf wies der König den
wie viel er zu dem Kopf laſſen ſollte, und ſagt
iſt für uns; hernach ein großes Stück für die K
welches ſogleich des Abends in der Friſche, mit
bedeckt, ſpedirt wurde; hernach ein Stück für
ſignore Biſchof von Caſerta, für den Juten
von Caſerta ein Stück; dann für Don Filippo
und für den Architekt Collicini. Jedes wu

ner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, sie eben so geschickt waren wie diese. Hackert gesteht oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo alles gut und ordentlich bedient war, als der Neapolitanische.

In Caserta hatte P. H. keine Tafel vom Hof, wie in Portici; aber auf allen kleinen Landreisen, wozu er vom König gebeten war, hatte er seine Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Conditorey verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erste Kammermahler das Recht hat, so auch der Capitän von der Wache, und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht essen können, als der Controleur, der auf dem Rande der ganzen Wirthschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speis't, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König servirt. So wie der König abgespeis't hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinäre rare Sachen, eben so gut bedient ist, als die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn andre, die solche schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel; der König an Hackert, und sagte: er verdient es, er versteht es. Die Königin, wenn sie ohne grosse Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene

werde ich auf dem Palaſt in Caſerta ſeyn
wir wollen viele Arrangements wegen mei
Cabinets treffen." — Wenn der Hof n
Palaſte wohnet, ſo ſtehen keine Wachen v
ren im Palaſte, daß alſo ein jeder gehen
die Zimmer verſchloſſen ſind; die Treppen
ſind mit Schildwachen beſetzt. Der Ritt
ton nebſt einer anſehnlichen vornehmen
hatten Hackert erſucht, ihnen einen Mitta
geben, weil ſie den Engliſchen Garten ſe
Dieſer hatte den Ritter gebeten, ihm, w
men wollten, den Tag zu beſtimmen, w
ſehr groß in Caſerta des Sommers iſt, un
Proviſion von Fleiſch nur einen Tag h
ſonſt würden ſie eine ſehr ſchlechte Tafel
Ritter hatte wirklich geſchrieben, aber H
Brief erhalten. Gegen eilf Uhr kam di
ſellſchaft von acht Perſonen in ſeiner W
und ließen ihm auf's Schloß ſagen, we
in den Engliſchen Garten nachkommen
ſollte es ihnen lieb ſeyn; wo nicht, ſo wo
4 Uhr zur Tafel kommen. Der Koch
ſtürzt und ſchickte zu Hackert auf den P
König ſagte: „Don Filippo, da iſt D
Kutſcher! (der König kannte genau alle
gehet hin, er hat Euch gewiß was zu ſage
Kutſcher brachte die Nachricht, die Hack
Wie er zum König zurück kam, fragte di
will der Joſeph von Euch haben?" — H

dem König alles sagen. Zugleich setzte er hinzu: ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen was er kann und was zu haben ist! warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben! Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden seyn, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht avisirt.“ Hackert sagte: Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts anders als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das Uebrige kommt aus Neapel. Der König sagte: „mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken: denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben, denn Ihr wisset, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ — Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben, und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, gibt gerne, und freut sich, wenn andre es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu sehen, so daß die Fasanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein hun-

Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut, und sagte: „bringt es dem Hackert, der versteht es. Es ist auf Deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiäner essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drey Uhr oder später, nach der Jagd, speis'te, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um 12 Uhr zu Mittag gespeis't hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber gerne Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spiegel Wein mit ein wenig Brot. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speis'te. P. H. war oft [illegible] zugegen denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen ge-

hatte und manchmal hinzusetzte: ich werde
Tafel Euch das übrige sagen, so trat er als-
den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit
s war eine Freude anzusehen, wie er unter
indern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuiten-
für 12,000 Ducati in Pacht hatte, erwartete
nig an der Thüre bei den Gardes du Corps
te: Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der
hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden ge-
, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige
n zahlen. Die Giunta der Jesuiten-Güter
chts nachlassen, also bitte ich Ew. Majestät,
: Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu
: gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati, die
geben. Das mehrste davon ist erspart von
denen Jahren her; denn in diesem ziehe ich
n Gute nicht 2000 Ducati. Der König sah
dann sehr genau in's Gesicht; es schien ein
hrlicher Mann zu seyn. Der König frug ihn:
ihr die 6000 Ducaten bei euch?" Er antwor-
! — „Kommt herein!" In der Anti-Cham-
m der König das Geld und sagte: „das ist
e Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte

n dem N. N. für das die Si nme bezahlt

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein Sicilianischer Prie
König zur öffentlichen Audienz. Nach Sp
Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher
und sagen, was sein Verlangen in der Aud
Dieses wird aufge rieben und dem König v
Die der König ni haben will, werden ausge
Der König st : vor einem Tische und erwi
Wort. Vor der Thüre stehen zwey Gardes
in dem Zimmer ills . So wird ei
rn vor den K geführt, und

er Priester sprach zum König, eines Processes halber, n er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der e zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der und immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ m keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum riester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Ta- e haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so ßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme riester sagte zum König: ich habe eine gebratene alsicia in der Tasche, das ist mein Abendessen. Zu ß bin ich zwey Posten von Neapel gekommen, Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen. — er König sagte ihm: „gebt's dem Hund.“ Nach- m er dem König alles gesagt und seine Bittschrift erreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kam- rediener eine Rolle von 100 Unzen in Gold geben d ihm sagen: dieses wäre damit er zu leben hätte; r Proceß sollte bald geendigt seyn. Wirklich hatte König solche strenge Befehle an die Gerichte er- assen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten nen Proceß gewann. Als er zum König kam und ihm für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder Der König sagte: jetzt werdet Ihr wohl nicht ehr eine Salsicia in der Tasche haben für den Bas- Sö hieß der Hund. Nein, sagte der Priester, bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den ge-

wonnenen Proceß und durch die [illegible]
ſtät habe ich ein anſehnliches Vermögen [illegible] mich
meine Neffen rechtmäßig erhalten.

Hofintrigue und Faſaneneyer.

Im Jahre 1787 wurde eine gewiſſe Intrigue
ſchen dem Spaniſchen Hofe und der Prinzeſſin J
der Secretarie des Miniſters Marcheſe Sambu
und vielen andern, die darein verwickelt waren,
deckt. Der Speditore, der als Küchenwagen
von Caſerta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, u
Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückging,
unſchuldiger Weiſe der Träger dieſer Briefe.
bei Hofe bedienten ſich dieſer Gelegenheit, u
ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlich
rier zu ſchicken, der täglich nach Neapel de
um 9 Uhr abging und des Morgens um 11
rück nach Caſerta kam. Da man entdeckt h
[illegible], wenn die Briefe

nd zwanzig Mann arretirt. Der Obriſtlieu-
bemächtigte ſich ſogleich der Schatulle und al-
ieſe, die der Speditore bei ſich hatte, fuhr ſchnell
aſerta und brachte alles zum König. Der Spe-
wurde durch einen Dragoner-Officier nach Ca-
eführt. Sobald die Briefe angelangt waren,
ch der König mit der Königin und dem Mini-
cron, um ſie zu leſen. Nachdem die intereſ-
n Briefe geleſen waren, las man auch die ge-
, von Kammeriſtinnen, ihren Dienerinnen
dern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen
rgleichen Sachen darin ſtanden, nicht gern die
mit dem königlichen Courier gehen ließen.
) fiel dem König ein Brief in die Hand, der
Deutſche Köchin der Königin geſchrieben war,
ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fa-
yer müßten länger gebrütet werden, als die
reyer. Die Glucke hätte ſchon 20 Tage auf
yern geſeſſen und noch wäre keins ausgekom-
ſie wolle alſo genaue Nachricht darüber haben.
önig ward ſehr aufgebracht über die Köchin, und
„Was! man ſtiehlt mir auf ſolche Weiſe die
Die Königin, die viele Geiſtesgegenwart
gte, um die Köchin zu retten, ſie hätte ihr be-
die Eyer zu nehmen, und ſie nach Neapel zu
. Sie wollte die jungen Faſanen in den Vo-
ern im Francaviliſchen Garten zum Vergnü-
r Kinder aufziehen laſſen. Der König war
nd ſagte: „Du miſcheſt dich auch in meine

Köchin mit dem König in's [illegible] oschetto geh
um zu zeigen, wo sie die Eyer genommen h
denn auf ihr rothwälsches Italiänisch dem K
dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel
von 20 Fasaneneyern mache. Nachdem di
affaire vorbei war, so ging der König in
wo alsdann die Strafen der Verbrecher beer
den. Don Dominico Spinelli, der di
ten einführte und sich an die 3000 Du
stand, wurde nach Messina auf die Festun
Marchese Sambucca ward abgesetzt, beh
ganzen Gehalt und zog sich nach Palern
Viele andere kamen Zeitlebens auf die Festu
geringere verloren ihren Posten, so daß sie
als Bettler leben mußten.

sogleich: Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann
acht werden. So glaubte der König fest, daß er
die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König.
rs kam Hackert einige Tage darauf und sagte:
Ew. Maj. es erlauben, so habe ich gedacht,
ieses hinzuzufügen. Es gefiel dem König und
e: „machet, wie Ihr's gut findet.“ Dieß ge-
Wenn die Sache fertig war, so hatte der Kö-
en außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das
e Idee gewesen; Hackert hat alles approbirt
e ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste
s Königs blieb immer; es wurde aber oft so
ugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der
gte oft: „wenn ich etwas befehle, das ge-
rden soll, so habt Ihr immer tausend Schwie-
die mir unangenehm sind. Der Einzige,
be, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten,
vie alles so gut und solide gemacht ist, und
sehr geschwind. Ehe ihr mit der Sache
t, ist mir schon alle Lust vergangen.“

Die Giunta.

chmittags kam Hackert nach Belvedere
Indem er durch den Corridor ging,
önig sehr laut sprechen und schelten. Es
fiscal von Caserta, der halb taub war,
ich mit unangenehmen Sachen kam

Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr e fort: „Sehet, ich habe hier an die 100,000 Ducat verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles ist still sei nen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Recours gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Recours von Arbeitern, das Geld wird ab gegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Al muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seyd.“ D mit wurde der Fiscal abgefertigt. P. H. wartete e wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch, vergeht ihm bald. Wie P. H. kam, war der Kö vie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht sen zu sagen: ich bin immer mit Verdruß von Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal h weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich nache, so geht alles gut; wenn aber die verdam Giunten dazwischen kommen, so wird alles verd Maestà Gott ich könnte alles allein machen

Dieß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so gehet es gut, denn er kennt seine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

Factotum.

Der König war so gewohnt, P. H. bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen, wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „bringt es zum Hackert.“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Oefters sagte P. H.: Ew. Maj. haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient seyn. Dieß geschah. Oefters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel, der König hatte sich zwey Argandische Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen müßte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die

Lampen in Caserta, ohne vorher r
den. Da der König im October
kam, so war der Docht zu
machte der König selbst den Docht ein, die
wollten nicht brennen; der König beschmutzte sich
sehr mit dem stinkenden Oele, wie auch sein Kamm
Herr, daß er endlich sagte: „bringt sie zum Hack
der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der He
war, daß sie unrein und voller Grünspan w
weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ sie
kochendem Wasser rein machen, und zeigte dem
zum zweytenmal die Methode sie anzuzünden
rein zu halten. So brannten seine Lampen
so gut wie vorher. Bei der Königin war es
chen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man
oder jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

P. H. war öfters in Streit mit dem
gen des eigenen königlichen Interesses
Herr hatte das Princip alles durchzusetzen
nie ein Dementi zu geben; und so zog sich
öfters in die Länge. Am Ende von al
lungen und Berathungen kam der König
se Punct, auf seine Meinung zurü
ier Recht, wie es natürlich ist, w
itet. Die erste Differenz, welche

König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seyen; diese könnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und P. H. förmlich mit Cabinetsordre durch den Minister die Commission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzley Casa Reale. Als sie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andre mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Sposini, durch Jenkins, der ein Händler war und vieles hatte restauriren lassen, in Beiseyn des Raths Reifenstein und der Angelica Kaufmann geschätzt, damit alles unparteyisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und P. H. verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beide. Ve-

nuti war gleich bereit ihn auszuführen, Hacken
und gar nicht; sondern er stellte demselben vor,
che Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß
Fremde, ein Toscaner und ein Preuße, die wi
Commission hätten, und daß es in der Folge
leumdungen und große Uebel für beide nach sich
könnte. Es wurde hin und her über die Sache
läufig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Ha
daß Se. Majestät Herr wären, so viel Statu
verkaufen als Ihnen beliebte, daß er aber keinen
ger groß Marmor von des Königs Eigenthum
nem Leben verkaufen würde; wenn also Ihre
jestät verkaufen wollten, so möchten Sie die St
nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren
verkaufen lassen. Als der Marchese Caraccioli
Minister von Casa Reale war, dieses dem König
Rath vorlegte, so antwortete er: „Schicket
die 1200 Scudi nach Rom, daß Albarini bezahlt
de: denn mit Hackert richten wir nichts aus.
er einmal gesagt hat, dabei bleibt er: er ist ein
ße; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er
hat.“ — Als P. H. nach Neapel zurückkam,
der Minister Caraccioli eine Erklärung da
haben; denn er war ganz neu in sein Amt, von
cilien, wo er Vice-König war, zurückgekommen.
ckert, der seit vielen Jahren ein Freund von
war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er ver
derte sich, wie man hätte auf ihr bestehen können
sie so ungereimt war. Wenige Monate darauf

Benuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er sah ein, in welcher Gefahr sie beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farnesiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren über 900 Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. s. w.

Gemählde-Restauration.

P. H. kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmtesten und besten Gemählde-Restaurateur nach Neapel hatte kommen lassen, auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in einem großen Studium zu Caserta, unter den Augen Sr. Majestät, die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemählde von der Galerie zu Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibal Caracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del

Gatto von Giulio Romano, welches unter dem N
men eines Raphaels bekannt iſt. Alles genehm
der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Ch
von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Carth
ſern zu S. Martino in Neapel, welches von ei
Neapolitaniſchen Schmierer ganz übermahlt
und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde.
König ſagte: ich will ſelbſt ſehen, wie Andres
Uebermahlte abnimmt. Alles geſchah. Der K
ſah in Caſerta die Gemählde, in welchem Zuſtand
waren, und kam wenigſtens einmal die Woche z
H. und Andres. Die Operation ward ſehr zur
friedenheit des Königs und aller wahren Kunſtlie
gemacht. Als die Gemählde fertig waren, ließ
der König in Neapel in ſeinem Vorzimmer zur G
ausſtellen, und freute ſich der Acquiſition, die er
Andres gemacht hatte. Dieſer bekam jährlich
Ducati Gehalt, als Inſpector der Galerie von C
di Monte, und 600 Ducati jährlich für die Reſ
ration, bis alle Gemählde fertig ſeyn würden,
mit dem Beding, zwey Schüler zu halten, Neap
taner, und ihnen die Kunſt zu lehren, denen der
nig einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem
terhalt ausſetzte.

Carthauſe.

Nachdem die Gemählde in Neapel genug geſe
waren, ſo befahl der König ſie wieder nach Cap

ıte zu bringen. Ob er gleich den Carthäusern
S. Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen
Gemählde von Ribera, welches das Altarblatt
in der Capelle des Schatzes und der heiligen Re-
en, wieder zu geben, so schickte doch der Majordomo
ziore Ober-Kammerherr, Prinz Belmonte
natelli, das Gemählde mit auf Capo di Mon-
ınd sagte zum König: es wäre besser in der Ga-
als bei den Klostergeistlichen. Da P. H. zur
auration Gelegenheit gegeben hatte, so war es
rlich, daß der Pater Prior von der Carthause
ogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr ver-
ı, daß die Carthause unter seiner Verwaltung
Altarblatt aus der schönsten und reichsten Capelle
eren sollte. P. H. beruhigte ihn so viel wie mög-
sagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an
König aufsetzen und zu keinem Menschen davon
hen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er
te sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit
nichts merkte, und versprach ihm, daß die Car-
se das Gemählde wieder haben sollte; nur Zeit
Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas
:r. P. H. klopfte gelegentlich bei dem König an
sprach von dem Gemählde. Der König war ge-
die Carthäuser aufgebracht; Hackert sah also, daß
icht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er er-
darauf vom König einen besondern Auftrag nach
) di Monte zu gehen, und kam des Abends wie-
nach Caserta zurück. Er fand den König sehr

aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Commission erstattete, war angenehm. Hackert sagte: ich habe zum erstenmal das Gemählde der Carthäuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen. Der König sagte: Nicht wahr, es ist schön? Hackert erwiderte sogleich: Um Vergebung! Ew. Majestät, es macht einen schlechten Effect, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Maj. das ist kein Gemählde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemahlt; er hat die Verkürzung des Leichnams Christi in den Punct der Perspective gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punct, so wird es nie einen guten Effect machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Capelle, wo ein jeder seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Carthäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthause so zu sagen eine eigene Galerie von auserlesenen Gemählden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Apartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben. Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig, Ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun lassen.“ Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte

ebt es dem Minister Marchese Caracciolo, daß
m nächsten Rath vorträgt: die Sache ist ge-
" Im nächsten Rath wurde der Befehl an
Andres gegeben, den Carthäusern ihr Ge-
wieder zuzustellen. Der König erließ den
en die Restaurationskosten, welche 400 Ducati
n. Der Prior, aus Freude sein Altarblatt
zu haben, verehrte den Custoden von Capo di
10 Unzen in Golde. Das Gemählde wurde
seinen Platz mit großer Solennität gestellt,
ckert im Carneval nach Neapel kam. Die Pa-
ben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die be-
sten Künstler, Andres und Ignazius
es, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele
Cavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen
dazu der P. Prior nebst drey Procuratoren
dens, so daß es eine Tafel von 40 Personen
ie sehr munter und lustig war. Nach der Ta-
de das Bild mit vielen Ceremonien an seinen
en Platz gestellt unter vielen Viva il Re. Die
der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert
schenk zu machen gedachten und ihn deßhalb
hren Advocaten Don Giovanni Riccardi
n ließen. P. H. als ein Fremder, im Dienste
nigs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von
Menschen, er sey wer er wolle, in Königs
nicht eine Feige anzunehmen, welches in Ita-
ne sehr geringe Sache ist. Der P. Prior kam
u ihm und bat ihn doch etwas anzunehmen.

Er war aber unbeweglich und ſagte: ſo oft ich die Carthauſe und Sie P. Prior beſuche, ſo geben ſie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen. (Die Carthäuſer haben das beſte, feinſte und wohlgebackenes Brot.) Dieſes geſchah ſo oft er ſie beſuchte: denn ſie hatten ſchöne Gemählde und die ſchönſte Ausſicht vom Meerbuſen von Neapel. Die Geiſtlichen ſind bis an's Ende ſehr erkenntlich geweſen. Wo ſie Hackert ſahen, wußten ſie nicht, was ſie aus Dankbarkeit alles für ihn thun ſollten, beſonders auf dem Lande, wo ſie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Prieſter und ein Laie wohnt Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte ſich an den Geiſtlichen rächen. Er wohnte in einem Palaſt in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in ſechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht; der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tauſend Ducati. —

P. H. hatte ſo zu ſagen ein Gelübde gethan, nie mehr Faſtenſpeiſe bei den Carthäuſern zu eſſen. Sie bereiten ihre Fiſche ſo wohl, daß, dem Geſchmack nach, man glauben ſollte, es wäre Fleiſch; beſonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köſtlichen Fiſchen iſt. Allein dieſe Speiſen, ſo lecker ſie ſind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt iſt, höchſt unverdaulich.

Mahlerbeschwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmahler Ram, ist andern sieben Neapolitanischen Mahlern, zu ckert nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie llten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, ; sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren ften zu copiren, welches mit einemmal verboten r. Die Ursache des Verbotes war diese: Man te den unsinnigen Plan gemacht die ganze Gale= stechen zu lassen. Deßwegen ließ man den bekann= Porporati aus Turin kommen, der schon alt halb blind war, wie er es auch leider wenige hre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts der Sache, weil er sich nie mit den Leuten abgab. o hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der nig fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren e, so könnte man anderswo die Bilder stechen. Der entliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz ein das Vorrecht haben wollte. P. H. hielt die t Mahler zurück, beredete sie, daß Ram allein, der König kannte, demselben an der Treppe oben Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und auf Hackert berufen sollte, der es Sr. Maj. deut= er erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. eil schon die Revolution in Frankreich angefangen te, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. m sprach den König; dieser hörte ihn geduldig und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie ht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige

Tage darauf ging P. H. des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram, und stellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: Ew. Maj. es sind acht Mahler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Maj. in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „ich danke Euch für Eure Vorsicht.“) Es sind noch über dreyßig Mahler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Copien ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Maj. sind übel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Ew. Maj. auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwey Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Particulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht

nöthig hat, erſt neue machen zu laſſen. Außerdem, ſo ſind viele Gemählde repetirt, finden ſich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deßwegen alſo den armen Copiſten das Brot zu nehmen und die jungen angehenden Künſtler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu ſtudiren. — Ew. Maj. ſehen ſelbſt ein, daß dieß der Kunſt und dem Publicum ſchädlich iſt. Ueberhaupt iſt die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß zu ſtudiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Maj., als Souverain, können es verbieten; ich finde es höchſt unbillig und ungerecht. — Der König ſagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun ſollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Ram vor's erſte durch ein Billet wiſſen zu laſſen, daß er allen Mahlern ſage, ſie ſollen ruhig ſeyn; die Sache ſoll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marcheſe di Marco nach Caſerta zum Rath. Gehet gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt.“ — Marcheſe di Marco war ein Advocat, ein vernünftiger und billiger Miniſter, der aber von der Kunſt kein Wort verſtand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, ſagte er: er habe von dem allen nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Prätenſion auf Kunſtkenntniß machte und nichts davon verſtand, habe ihm dieß als die beſte Unterneh-

mung für den Staat so vorgelegt, und e
leid, daß es geschehen sey. P. H. erwid
Ew. Excellenz verlangen, so will ich
schriftlich geben. Er fand es nicht nöth
ben Abend ward der Rath gehalten, wor
mit vorkam. Zwey Tage darauf kam d
Befehl, daß ein jeder nach Belieben wi
Capo di Monte studiren und copiren kön

Projectmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine S
klein an. Die Schelme, die dieß wissen,
Plan immer auf die Weise, als ob der K
bei gewinnen könnte; am Ende verliert
und ist schändlich betrogen. P. H. hat
schiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der K
die Freiheit genommen, ihm zu sagen, d
für einen Monarchen sey, solche Dinge
men, wovon ein Particulier wohl Vor
könne, weil er selbst eingreife und n
Personen das Geschäft betreibe; der Köni
nie Vortheil davon ziehen, wegen der
stellten Leute und ihrer Besoldungen.
begriff es sehr gut; allein die kleine Gew
leitete ihn doch, öfters denjenigen Geh
welche den besten Plan gemacht hatten,
gen, welches leider in Neapel nur zu

Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerey lieferte, damit es sowohl für sie als die königliche Druckerey nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Verhinderungen. Denn sobald das Papier im Lande gemacht wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unterschleif aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er sogleich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Director der königlichen Druckerey war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landcharten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da P. H. ihn öfter sah, und wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speis'te, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem

Hofe Verdienſt verſchaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von ſechs Monaten wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf daſſelbe ſeine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerey fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken laſſen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorſicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerey gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei der Director mit eigener Hand den Preis aufſchrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp alles geſehen hatte, ging er in's Studium zu Georg, um zu ſehen was er und ſeine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerey der Gebrüder angekommen. Es ſtand auf Bretern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu ſehen und zu wiſſen, fragte ſogleich, wozu die große Menge Papier dienen ſollte. Die Antwort war ſehr kurz: Zu unſern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen laſſen. „Was! ſagte der König, von des Stefano Merola Papier?“ Ja! Ew. Maj. — „Wie iſt es möglich, daß Ihr ſo viel Papier kommen laſſet; denn heute früh iſt der Director Carcant bei mir geweſen und hat mir verſichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck

ich fand wirklich, daß das Papier ſchlecht iſt.“
nig zog gleich einen Bogen mitten aus dem
raus, betrachtete ihn gegen das Licht und
„ich ſehe, daß es egal iſt und ohne Knoten.“
chtete es platt und ſagte: „es iſt rein, weiß
n.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß
ogen; es war alles gut. Georg ſagte: wenn
gut iſt, ſo muß Merola den Ausſchuß zu-
nen. Der König ward auf das heftigſte auf-
über den Director ſeiner Druckerey. Georg
t den gewöhnlichen Bogen hervor, deren ſich
gliche Druckerey bediente, worauf Carcani die
und ſeinen Namen eigenhändig geſchrieben
Als der König das ſchlechte und noch einmal
e Papier ſahe, ward er noch zorniger und
„Carcani iſt ein S——.“ Endlich be-
e er ſich und ſagte: „Morgen früh werde ich
s in Ordnung bringen.“ Miniſter Acton war
ls falſch berichtet und ſagte zu Philipp: das
iſt noch nicht gerathen. Dieſer antwortete:
cellenz, es iſt gut, und wir laſſen darauf dru-
er Miniſter kam gleich nach dem Mittagmahl
udium zu Philipp und Georg, ſah den Betrug
) bat ſogleich einige Nieß zu ſeinen See- und
rten kommen zu laſſen, die in ſeine Secreta-
acht werden mußten. Alsdann machte er da-
Carcani ſchamroth, und alles wurde nun-
uf dieſes Papier gedruckt, das in der Folge
beſſer wurde.

Kammeriſtinnen, wenn ſie verheirath
gen bei Hof zum Handkuß, auch ihre

Erſte Kupferdruc

Als P. H. dem König die erſte
brachte, die Georgs Schüler geſtochen
auf Papier von Trajetto gedruckt ware
König zu ihm: „Ihr wiſſet und hab
jedesmal, wenn Ihr mir etwas geb
mir viel Vergnügen gemacht hat. Di
ich Euch meine Freude nicht genug b
die beiden Kupfer: denn ſie ſind von
geſtochen und auf Neapolitaniſch Papie
ging ſogleich zur Königin, die auch
ſeine außerordentliche Freude zu zei
Euren Bruder Don Georgio. Wenn
werde ich ihm ſelbſt danken, daß er un
erziehet." Ein Blatt war von Del
das andere von Vicenzio Aloja.
Königs eigenes Werk war, daß er
Hackert in Dienſt genommen hatte,
ſehr geſchmeichelt, wenn alles gut un
Statten ging.

---

der König des Merola zwölfjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns gewesen, im adeligen Cadettenhause zu Gaeta, woselbst nur zwölf Cadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall; P. H. schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adeligen Cadettenhause zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagte zu niemanden Don, wenn er nicht aus der Classe solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des Italiänischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Canzley; hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeister, der Kammer-Chirurgus; alle Kammeristinnen Donna u. s. w. Die

Kammeristinnen, wenn sie verheira
gen bei Hof zum Handkuß, auch ihre

Erste Kupferpr

Als P. H. dem König die erst
brachte, die Georgs Schüler gestochen
auf Papier von Trajetto gedruckt war
König zu ihm: „Ihr wisset und hal
jedesmal, wenn Ihr mir etwas ge
mir viel Vergnügen gemacht hat. D
ich Euch meine Freude nicht genug
die beiden Kupfer: denn sie sind vo
gestochen und auf Neapolitanisch Papi
ging sogleich zur Königin, die auch
seine außerordentliche Freude zu se
Euren Bruder Don Georgio. Wenn
werde ich ihm selbst danken, daß er u
erziehet." Ein Blatt war von De
das andere von Vicenzio Aloja.
Königs eigenes Werk war, daß er
Hackert in Dienst genommen hatte,
sehr geschmeichelt, wenn alles gut u
Statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er jemanden wohl will, und die Idee eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, setzt einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich P. H. sehr oft. Eines Morgens in Caserta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drey Ministern standen und sprachen. Da der König Hackert in's erste Zimmer hineintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut, weil er noch drey Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen.“ P. H. fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Appulien bis Taranto gewesen seyd. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?“ P. H. sagte: Ew. Majestät, da wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht: denn es war nicht meine Commission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche

angelegt sind. Sie werden vermuthlich kostbar
Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lan
bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser
steigt, ist es sehr nöthig. Der König sagte
ton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lass
mer fortfahren.“ — P. H. sprach hierauf
Sachen mit dem König allein. Als er
winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm
gen habe, und P. H. erwartete ihn im
mer. Acton kam, und sagte: kommen
speisen mit mir; wir müssen zusammen
Da der Wegebau zu seinem Departement
so war er sehr dabei interessirt; demnach
curse gekommen an den König, daß die
wären. Er sagte daher: wie Sie ehemals
haben alle Verleumdungen ein Ende.
Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht
dauert, und die Wege wären liegen
erwiderte: das Beste wäre, daß Ew.
Ingenieur hinschicken, der die Wege
Nein! sagte jener, das geht nicht;
ten können den Ingenieur bestechen;
neuem Verdruß. Es ist besser, daß
Zeugniß bleibt und wir die Wege
König und ich sind völlig versichert, daß
Wahrheit gesagt haben.

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da P. H. ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli: er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König hereintrat, Hackert sollte zwischen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Venuti sagte: wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und mahlen? Wenn mir dieß begegnete, so wäre ich halb todt. Hackert sagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig seyn sollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drey mich diesen Morgen verlangen, so verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei seyn sollen.“ — P. H. sagte: wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit. — „Andres als Inspector soll auch mit dabei seyn.“ P. H. schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht

Fremde allein wären. Es wurde genehmigt, [illegible]
Sache vor's erste im Großen in einem Monat zu [illegible]
gebracht. — Marchese Caraccioli, als ein alt
kannter und Freund, nahm P. H. freundlich a
sagte: „Sie werden mir einen Gefallen er
wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein [illegible]
vom Ritter Maron ist, und ein, wie es mir
gutes Bild gemacht hat, an den König emp
daß er eine Pension bekömmt, in Rom noch dr
vier Jahre zu studiren. Finden Sie seine
nicht gut, und daß der Mensch wenig verspri
verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“
lachte herzlich und sagte: das ist schnurrig
Sache gehört unter das Departement von Ew. Ex
und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihr
ob er die Pension bekommen kann. — Nein! fa
wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gl
König, daß ich die Mahlerey nicht genug ve
wenn Sie es thun, so glaubt es der König.“
hat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm
möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte e
thun, was in seinen Kräften stünde. Er mö
deß Geduld haben, bis der König in Neapel
Studium käme, wo er das Bild des jungen M
Eranti zeigen wollte. Das Bild war ga
dem König gefiel es und Eranti bekam die P
vier Jahre in Rom zu studiren.

Wie P. H. zum König kam, fand er dasel
Ritter Sankasila, der Chef von der [illegible]

ar. Der König hatte ihm schon Commissio-
eben, die Hackert nichts angingen. Da er
fertig war, sagte er zu Hackert: „Ihr gehet
mit Santasila nach Caserta. Ihr kennt die
rin die Kupfer sind. Suchet nach Euerm
e die besten davon aus, und verziert mir auf
e das und das Zimmer.“ Der König zog
einen Schlüssel aus der Tasche und sagte: in
inet wo Borelli schläft, wisset Ihr, ist ein
Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele
finden, worunter auch der zu den Kupferstü-
Indem der König den Schlüssel hielt, so
Santasila den Schlüssel nehmen, wie es
wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel
ab sagte zu P. H.: „Ich gebe Euch den Schlüs-
et ihn nicht aus Euern Händen. Kommt
ch heut Abend vor dem Theater zurück, so
mir den Schlüssel wieder; wo nicht, so händigt
morgen früh ein.“ P. H. war sehr verlegen
nie die Ursache erfahren können, warum er
in den Schlüssel anvertraute. Indessen rich-
die Sache so ein, daß Santasila mit dabei
ßte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke
und eben so auch bei dem Kupferaussuchen.
den Custoden des Palastes in Caserta hatte
chein nach Santasila alle Ehre.

König setzte P. H. so oft in Verlegenheit
n Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte,
s anfangen sollte, um alte Diener des Kö-

nigs nicht zu beleidigen. Ob er ſich gleich
lichkeit aus der Sache zog, ſo war es natürlich
viele Neider und heimliche Feinde hatte,
durch das Betragen des Königs unvermeidl
Er bat Seine Majeſtät öfters um die Gn
mit dergleichen Aufträgen zu verſchonen; es h
nichts: denn wenn der König einmal es ſo
hilft kein Bitten, er geht ſeinen geraden We

Zeichenſtunden.

P. H. war in der Geſellſchaft bei Hof öfter
Donna Carolina Vivenzio, die zw
ten bei ſich hatte, die Kammeriſtinnen bei d
zeſſinnen waren. Beide Fräulein zeichnet
artig. Da er gewohnt war, des Abends l
zeichnen als Karten zu ſpielen; ſo wurde d
de, wenn ſie frei und außer Dienſt waren,
net. So geſchah es auch bei der Fräulein A
von Bechhard, die eine Art Oberhofmeiſt
der Frau Thereſe, Tochter des Königs,
Römiſchen Kaiſerin, war, und wo auch
Luiſe, die an den Großherzog von Toscan
rathet wurde, ſich befand. Da die Königin
die Fräulein ſehr artig Landſchaften zeichnete
's ihr ein, daß P. H. beiden Prinzeſſinnen
geben möchte. P. H. erwiderte, daß es u
wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und

issionen, die ihm täglich vermehrt wurden, Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die edung zog sich in die Länge; die Königin wollte ründe nicht annehmen, sondern bestand darauf gte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesell- also kommen Sie zu meinen Kindern. Die- Gesellschaft soll auch da seyn, und sie zeichnen sammen.“ Sie setzte noch hinzu: „ich werde, ch Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ beinahe unmöglich, der Königin von Neapel et- bzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. h mußte es P. H. annehmen, mit dem Beding des Abends und ohne den Titel noch Gehalt ichenmeister der Prinzessinnen: denn hätte er itel und Gehalt von 40 Ducati monatlich an- men, so hätten ihn die Gouvernantinnen com- rt, welches ihm gar nicht anständig war. Also es angefangen. Die Prinzessin Marie The- mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prin- nise solider und zeichnete besser. Die Königin hr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lection Oft, wann P. H. sah, daß die beiden Prinzes- nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre r Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder an- unstsachen, welches den Prinzessinnen ausseror- h gefiel. Er machte sich durch diese Art Lection en sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich

dieſe, daß die Prinzeſſinnen von [illegible] aſten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen ſelbſt urtheilen zu können, wenn ſie künftig im Stande wären die Künſte zu unterſtützen. Je länger dieß dauerte, je läſtiger wurde es ihm. Da die Prinzeſſinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, ſo konnten ſie des Abends die Stunde ſieben Uhr nicht erwarten: denn die Geſellſchaft unterhielt ſie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche ſie frei hatten, nicht wollten genutzt ſeyn, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte ſich darüber, indeſſen war nichts zu machen. So frei auch die Geſellſchaft war, ſo war ſie doch geſpannt: denn jedes Wort, das geſprochen wurde, mußte bedacht ſeyn; ſonſt gab es Anſtoß.

Dieſes hat er drey Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tiſchbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Thereſe Lection im Mahlen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber ſeinen Wünſchen nicht entſprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzeſſinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geſchenk für allen den Zeitverluſt, den er hatte. Auf dieſe Weiſe kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geſchenk, eine goldene Doſe, für drey Jahre, die er die mehrſte Zeit in Caſerta, auch [illegible] in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die [illegible] it hatten ſie

t, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie
issen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte.
andere Attentionen hatten sie noch für ihn;
enn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen
erzeichniß machen mußten von denen, die sie
n, welches die Königin nachsah, und diejeni=
sstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde
: jedesmal eingeladen sowohl zu ihren kleinen
, als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts
. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset,
er bei Tische zugegen, aß wohl einen gefror=
orbet und sprach viel. Sie hatte das so mit
eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an
chaften gewöhnten und die Honneurs der Ta=
hen lernten. Ueberhaupt muß man gestehen,
ie Privat=Dame sich nicht mehr Mühe geben
ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin
apel. Wer es im Innern mit Augen gesehen
die Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr
en, daß sie in Krankheiten die Wärterin und
ie beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken
ı ist. Der König gleichfalls liebt seine Fami=
tlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die
ıng seiner Kinder gänzlich der Königin über=
at.

die Prinzessinnen so weit waren, etwas ma=
können, so fertigten sie Monate vorher jede
ichnung für den Geburtstag des Königs. Beide
ngen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert

die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Unterricht gab. Der König war in Persan Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing, zärtlichsten Danksagungsbrief an seine Kinde

---

Directorstelle.

Da Bonito, den der König wenige W seinem Tode zum Ritter des Constantin-O macht hatte, mit einer kleinen Commend 400 Ducati jährlich, sich bei dem Profeß in so sehr erhitzte, daß der alte Mann drey Ta starb und es nie hatte genießen können, so sich viele um seinen Posten. De Angelis, lianer, ganz guter Mahler und Zeichner, bei der Akademie als Professor mit einem nen Gehalt gedient, und des Directors Bon viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechte sprüche auf diesen Posten, sowohl wegen si lents, als anderer Verdienste. Wilhelm bein war auf Hackerts Anrathen nach R kommen, wohnte viele Monate in dem Ha ben, und miethete sich hernach ein eigenes weil es ihm in Neapel gefiel und er auch kam. Er bewarb sich durch die Deutschen die Königin waren, um die Directors-Stel Akademie. Es wurde mit P. H. davon g

twortete, daß er sich nie in die Sache mischen
, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbil-
elte, einen Mann von Verdienst, wie De Ange-
ar, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzuse-
Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein
entgegen seyn würde, daß es aber unmöglich
, ihn bei dem König zu diesem Posten zu empfeh-
weil er ein Fremder sey. P. H. wurde nicht wei-
efragt, also ließ er die Sache ihren Gang gehen.
)er Don Ciccio Danielle protegirte einen
en Mahler, Monti, weil er aus Macerati bei
:ta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren
seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß
n schlechter Mahler war, fiel jederman mit
n elenden Sonetten beschwerlich, und hatte sich
seine Satyre viele Feinde gemacht. Die Erb-
in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so
r außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm
Vater als Fideicommiß gelassen, nichts mehr be-
Durch den Danielle, unter dessen Departe-
e die Sache fiel, weil er der erste Secretär bei
Minister Marchese di Marco war, wurde
weit getrieben, daß Monti Director der Mah-
kademie werden sollte. Auf der andern Seite
e die Königin den Tischbein haben. P. H. be-
nerte sich gar nichts darum, und der König
e ihn nicht. So stritten sie sich fort.
Einen Morgen kam Tischbein zu P. H. und
h mit ihm über die Sache. Hackert erklärte,

daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde, und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten seyn; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducati und als Kammermahler die gewöhnlichen 400 Ducati, zusammen also 600 Ducati. P. H. stellte dem Tischbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Ducati, dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermahler machte, alsdann wäre es schon der Mühe werth, mit 600 Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 100 Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen seyn würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König gibt Ihnen 1200 Ducati jährlich Pension und Logis, für nichts als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Director mit so wenigem bestehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: Mein Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existirt hat; er ist vom Könige geschaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören. Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Directors-Stelle der Akademie an-

ehmen.“ P. H. sagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin sind so gut als 1600 Duc. in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Sujet, welches jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tischbeins Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und sein Minister Marchese de Marco, beide verstanden nichts von der Mahlerey. Danielle wollte einen Monti zum Director haben, die Königin den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie beide Directoren würden, daß der König die 300 Ducati, die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Director 300 Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermahler. Der König, den man schon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein 300 Ducati jährliche Miethe für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erwarb

er ſich Verdienſte um die Akademie. Er machte allein gute Einrichtungen, ſondern leitete au Schüler gut an. Als ein braver Zeichner füh den ächten antiken Styl ein, ſo daß ſeine Leh der Folge gute Früchte brachten, und einige i aus ſeiner Schule, die nachher als Penſionä Rom ſtudirten, ſehr geſchickte Mahler wurden. lange er noch in Rom war, mahlte er ſehr gu verſprach viel. Sein Conradin war gut co durchſichtig, wahr und angenehm. Auch mi ſchiedenen Porträten, die er in Rom mahlte, r er ſich Ehre. Nachher verließ er das Mahlen, ſich auf's Zeichnen, beſonders Hetruriſcher Vaſen durch er vielleich inem eigentlichen Mahler Abbruch that.

Enkauſtik.

Da der Rath Reifenſtein in Caſerta bei ihm ſo machte Hackert einige Verſuche à l'Encaus ſowohl auf ſeine Pappendeckel als auf Holz, un auf getünchte Mauer, oder auf große Tavolaz er tünchen ließ, daß ſie alſo wie eine Mauer a Der König, der vielmal in ſein Studium kam, das Wachseinbrennen ſelbſt mit anſehen, und Morgen früh werde ich kommen. P. H. vermu daß es, wie gewöhnlich, gegen ſieben Uhr ſeyn n er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück war

ienten schon auf. Hackert stieg eben aus dem
te. Der König unterhielt sich indessen recht gut,
Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen
und selbst Hand mit anlegte. Diese Mahlerey
n ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr,
er gleich sagte: Ihr müsset mir mein Bad im
edere enkaustisch mahlen lassen, welches auch
lich geschah. Der König sprach sehr viel über
Art von Mahlerey, und wollte genau davon un-
chtet seyn. Reiffenstein und Hackert waren ver-
dener Meinung. Hackert behauptete, daß es
ahe unmöglich wäre, ein Gemählde in vollkom-
er Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben
blaß sehe und auf das Gerathewohl arbeite,
man erst siehet was man gemacht hat, wenn das
hs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße
hs das in den Farben bereits befindliche schmel-
und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen.
fenstein behauptete, man könne retuschiren. P. H.
nd es ein. „Aber, sagte er, man tappet bei der
ische eben so im Dunkeln wie zuvor: denn die
en sind blaß. Es kommt also, mit aller Praktik
ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht.“ Er
es, daß die antiken Gemählde in Portici, die in
peji und Herculanum gefunden waren, keine
monie hätten; daß die Gewänder alle mit ganzen
en gemahlt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau
w.; daß das Fleisch in diesen Gemählden gemei-
ch zu roth wäre, oder gar zu blaß und grau.

Kurz es schien ihm [illegible] man ein [illegible]
nes Gemählde enkaustisch [illegible] fer gen könnte.
dem so ist er der Me[illegible]g, daß ein Oelg
wenn es mit guten Farben behandelt ist,
dauern kann, als ein enkaustisches Gemählde
oder Leinwand. Eins und anderes muß
genommen werden, wenn es sich conserv
Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da
Art Mahlerey vortrefflich. In den Verz
kommt es so genau nicht darauf an, ob
der Farbe etwas weniges dunkler oder
Da nun der Mahler sich zu seinem ganz
mer oder Saal alle Töne, die er nöthig
reitet, so kann es ihm nicht fehlen, daß sein
rungen sowohl in Clairobscur als Camaj
werden. Was Arabesken und andere Sachen
wozu verschiedene Farben gehören, kann es ih
falls nicht fehlen, daß alles aus Einem Ton
und folglich die Harmonie in dieser Dec
Mahlerey angenehm und gut werde. E
viel darauf an, daß er seine Farben sehr gl
und nicht dick an [illegible] er Stelle und an der and
ner aufträgt: dann [illegible]rd es auch beim Ei
egal. In Italien ist [illegible]ese Mahlerey sehr nüt
ganze Zimmer aus [illegible]ahlen: denn sie hält
rein. Man staubt es ab, und reibet es m
wollnen Lappen über, wie man einen gebohnt
abreibet, so bekommt es seinen vorherigen
Man ist von allerlei Insecten frei, die sich in

häufig in die Kalkritzen einnisten, die sehr herauszubringen sind ohne Auripigment, der Leimfarben das Unangenehme hat, daß er ang stinket. — Ob in den nördlichen Theilen ropa die Enkaustik anwendbar ist, müßte die ung lehren: denn da nach großen Frösten die wenn sie aufthauen, öfters so schwitzen, daß sser herunterläuft, so könnte es leicht seyn, Farben darunter leiden und vielleicht absprin- hernach so ist sie gegen die Leimfarben-Mahle- ier. Da bei der Decoration viele Mode herr- nd selten der wahre gute Geschmack nach den eingeführt ist, so ist die Leimfarben-Mahle- uziehen, weil sie weniger kostet, und man Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Architekt Santarelli hatte einen Plan ge- wornach das große Gebäude in Neapel, die i genannt, ausgehaut und vergrößert werden o daß alle Kunstwerke daselbst aufgestellt wer- nten, die sämmtlichen Statuen, das ganze n von Portici, die Gemählde von Capo di . und was sonst noch von Kunstwerken und täten sich vorfände. Der Plan war gut, be- nd anständig. Nachdem der König Stunden t P. H. und Santarelli alles untersucht hatte, euer den Auftrag, einen genauen Anschlag

über Kosten und Ausführung zu besorgen. [illegible] waren
500,000 Neapolitanische Ducaten nöthig. Dabei war
der Plan so gemacht, daß niemand sie [illegible] konnte,
und wenn die Galeeren-Sclaven, wie gewöhnlich,
beim Abtragen des Berges und beim Legen der Fun-
damente arbeiteten, noch 40,000 Ducaten erspart
wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung
konnten angewandt werden. Der König war sehr
zufrieden mit allem; P. H. verlangte jährlich 50,000
Ducaten, in der Bank deponirt, und versprach das
Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man
jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weni-
Zeit alles in Ordnung seyn.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner
schwänzerey verdarb alles: denn die Secretarie
schon eifersüchtig, daß der Papst, der dem Mi
abgeschlagen hatte, die Farnesischen Statuen a
zu lassen, dasselbe doch nachher dem Marchese
und P. H. bewilligte; und nun arbeitete sie
daß die Studien nicht gebaut werden sollten.
Kammeristinnen machte man die Königin gla
H. würde den Staat ruiniren, wenn man ih
ren ließe. Anfangs war der König fest,
nach, wie gewöhnlich, gewann die Königin
H. dieß merkte, zog er sich mit Ehren aus
und wollte mit dergleichen nichts mehr zu
Zwey Jahre darauf that Don Ciccio
Vorschläge, wie jene Zeichnung von Sa
geführt werden könnte. Sie wurden

nd man verthat in zwey Jahren 350,000 Ducati, nd der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der önig davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung bgelegt haben. Der Fiscal Marchese Vivenzio be- am die Commission. Verschiedene starben während es Processes, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santa- elli zog sich aus der Affaire und schob alles auf den weyten Architekten, welcher gestorben war. Der Kö- ig fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Vivenzio, ein wahrer Patriot und unstliebhaber, wünschte daß das Werk ausgeführt ürde, und suchte verschiedene Male P. H. zu bere- en, es von neuem anzugreifen. Dieser aber gab ie kurze Antwort: der Hof will betrogen seyn; in einem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache.

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Castel a Mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vier und siebzig Kanonen (La Parthenope). Das Schiff, im Moment als es om Stapel ablief, sollte nebst dem dabei gegenwärti- en Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt wer- en. Im Grunde war der Vesuv, von jener Seite er gesehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hackert stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton sich sehr geschmei- helt sah.

Der König bestellte noch fünf andere gro
der, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der E
von Algier mit der Aussicht der Rhede von N
von St. Lucia genommen; den Hafen von E
Mare; die Zurückkehr des Königs von Livorn
Neapel, vom Magazin de' Granai genommen
Babia di Gaeta, in der Ferne der Molo di
und die päpstlichen Galeeren; eine Vue von Fus
der Insel Ischia. Diese sechs Bilder sind in E
in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte P. H. 1788 nach Ap
um alle Seehäfen zu zeichnen und zu mahlen
gebrauchte zu der Reise am Adriatischen Meer
Manstedonia bis Tarent, mehr als drey Mona

San Leocio.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präse
er sich der Königin, die ihm Nachricht gab, da
König in San Leocio eine Cur brauche, un
sagte, daß er sobald als möglich dahin gehen m
um dem König Gesellschaft zu leisten, der in
Zeit sonst niemand sehe. P. H. ging denselbe
noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankun
kam er ein höflich Billet, im Namen des Köni
schrieben, daß er sich nicht incommodiren möcht
andern Morgens zu kommen; es würde Ihro M
aber angenehm seyn, ihn um 4 Uhr des Nachm

Er wurde sehr gnädig empfangen; der Kö-
ihn bis in die Nacht auf. Da er beim
die Befehle Seiner Majestät verlangte, so
König: „Bleibt Ihr in Caserta, oder geht
er nach Neapel?“ P. H. erwiderte, daß
von Ihro Majestät Befehlen abhinge. Der
gte sehr gnädig und freundlich: „Wenn
aserta bleibt, so werdet Ihr mir einen Ge-
n, alle Nachmittag um 4 Uhr zu kommen.
en Kupfer besehen und die Zeit angenehm
, weil ich nicht aus den Zimmern gehen
die Cur zu Ende ist.“ So geschah es nun,
Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten
te der König den wenigen Personen, die
lschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbind-
schmeichelhafte Weise. Es war niemand als
ella Miranda, Duca di Riario, der
iro und P. H.

König hatte indessen den Gedanken gefaßt,
io zu vergrößern, sowohl wegen seiner Sei-
die er da anlegte, wozu er verschiedene Flo-
hatte kommen lassen, als auch wegen des al-
tes von Belvedere, nebst der Kirche, die so
ein Palast war, welche auf's neue befestigt
stellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte
h angelegte Nebengebäude, und das Ganze
n Solidität.

chitekt Collicini hatte den Bau zu besor-
war ein Schüler vom alten Vanvitelli,

ſehr ſolid im Bauen, aber dem unglücklic
miniſchen Geſchmack ergeben, und in dieſer
gedachter Architekt ſchon vieles gebaut un
Dem König aber, der bei P. H. in Neape
im Hauſe geweſen war, gefiel der dort a
Geſchmack zu meublirem und die Zimmer
ren gar ſehr. „Es iſt ſimpel, ſagte er,
und doch iſt ein Luxus darunter verſteckt. N
er im Anfang mit Collicini dergleichen ſel
zu können; da es aber nicht gehen wollte,
H. ganz unverſehens nach S. Leocio ru
ſagte: „Ihr müßt mir helfen, ſonſt werk
fertig. Ich glaubte es allein machen zu kön
ich ſehe, daß ich nicht einmal dazu komm
Kupferſtiche im kleinen Cabinet zu arrangi
habe ich Marianno Roſſi hier; er ſoll
Plafond mahlen: Ihr müßt mir die Geda
geben.“ P. H. antwortete: Laſſen mich E
ſtät ein wenig darauf denken.

Der König, der in allem was ihn per
geht, ſehr feurig iſt, machte zehn Schritte
gleich, was iſt Eure Meinung? Jener ve
dieſes ein Schlafzimmer iſt, ſo finde ich ſch
Aurora in das Oval des Plafonds zu mal
über dem Spiegel des Kamins würde de
des Schlafes vorgeſtellt. Das Uebrige w
ſimpel verziert, damit man ruhig die ſchön
der Campagne Felice genießen könne. Ju
det ſich vielleicht noch was beſſeres, wenn E

stät mir Zeit lassen zu denken. Der König sagte: Besser kann es nicht werden, und so wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Personen empfing. „Hier, sagte er, will ich es sauber haben, aber nicht königlich — stellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landsitz bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?" P. H. antwortete: Weil San Leocio ein Ort ist, wo Manufacturen angelegt werden, so finde ich schicklich im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und dergleichen. Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Cabinette und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig ornirt, und dienten bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt, und in vier runden Feldern, Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: „es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich." Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen und sagte: „Die Möbeln, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elezant; die Mahlerey will ich nicht ansehen. Es ist

mir zu langweilig von neuem anzufangen und e
unterreißen laſſen."

Hernach fiel es dem König ein, ein großes B
haben, von 80 Palmen Länge, wo er ſchwi
konnte. Nachdem dieſes gebaut war, ornirte
H. enkauſtiſch, ſogar den Plafond, welches zwar
ſam war, aber glücklich ausfiel. Alſo war Bel
di San Leocio fertig. Der König gab ein Feſ
in einem Theater, das für den einen Abend nu
Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore
Paeſiello, zum erſtenmale aufgeführt wurde.
hatte die Anſtalten zu dem Feſte gemacht, und
achtet alles eng und klein war, dergeſtalt die Ei
tung getroffen, daß über 300 Damen und erſte
liere an den Tafeln ſitzen konnten; die übrige
an kleinen Tiſchen oder ſtehend ſoupirten.

Der König und die Königin waren außero
lich zufrieden, als ſie den Tag vor dem Feſte all
ſtalten ſahen, indem ſie nie geglaubt hatten, d
viel Platz da wäre, und daß der große Saal noc
Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das
ter geendigt war, wurde ſoupirt. Die Herzogin
lia von Sachſen-Weimar war dazu eingel
An des Königs Tafel befanden ſich 48 Perſonen,
da eben zu der Zeit eine Spaniſche Escadre vor
pel lag, ſo waren auch alle Stabsofficiere der
zu dem Feſte geladen. Nach dem Souper wurd
anzt. Der König beſchenkte P. H. mit einer
Doſe und Repetiruhr, ſo daß die Königin

vergeb es mir! Ich fürchte, daß es nahe an
Ende ist; denn er schenkt niemals.“ Indes-
anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uh-
d dergleichen verschenkte, wie die Königin
that; lieber verehrte er 100 auch 200 Unzen
, welches denn für den Empfänger weit besser
eine Dose, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte,
r 40 werth war.

Carditello.

: König ließ Carditello bauen. Der Architekt
: i n i hatte abermals den Auftrag. Es ist ein
Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen
last nennen. Es sind viele Ställe dabei, theils
rde, weil eine Stuterey daselbst angelegt ist,
ür Kühe, deren über 200 waren. In der an-
r Meierey wurde gute Butter und Parme-
gemacht. Ingleichen eine Bäckerey, um Brot
Arbeiter zu backen; verschiedene andere Ge-
ur Landwirthschaft, und Wohnungen für die-
, die im Winter an diesem Orte leben: denn
mmer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Mo-
ödtlich. Indessen Leute, die da geboren sind,
s aus, ohne krank zu werden, leben aber doch
ber 40 bis 45 Jahre.

H. erhielt den Auftrag vom König, den gan-
ast von Carditello, nebst der darin begriffenen

Kirche, mit Bildhauerey und Mahlerey zu verzieren. Dieſes ward in zwey Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Feſt der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf Engliſche Art gegeben, in einem Oval, das rings um den Palaſt und die Gebäude hergeht, und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut iſt. In demſelben ſteht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin ſich die Muſik befindet. Auch waren andere kleine populare Feſte für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tauſenden herbeiſtrömte. Der König war ſehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte P. H. für ſeine Mühe, und ſagte: „Das iſt der einzige Palaſt den ich habe, der fertig und völlig möblirt iſt.“

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden ſich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indeſſen immer noch fort ſich für die Künſte zu intereſſiren. Im Jahre 1790 wurde P. H. mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Felucke, mit 12 Mann wohl bewaffnet, abgeſchickt, die Küſte von Calabrien und Sicilien zu beſuchen, und alle mahleriſchen Seehäfen zu zeichnen, und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertiget werden. Die Reiſe

) gegen Ende Aprils angefangen; durch üble
terung jedoch, die in dieser Jahrszeit ungewöhn=
ist, verlor P. H. viele Zeit, indem er an öden
len der Küste Calabrien, wo nichts zu zeichnen
, Halte machen mußte. Er ging darauf nach
sina, Syracus, Augusta und Palermo, wo er zur
des Festes der heiligen Rosalia ankam, und den
n Gaukeleyen der fünf Tage beiwohnte. Sieb=
Tage war er in Palermo, und zeichnete verschie=
Aussichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice=König, Prinz Caramanica, der
Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen
, nahm ihn sehr günstig auf, und überdieß hatte
der König noch eigenhändig an den Prinzen em=
len. Er hatte Logis im Palast und war auf's
versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte
Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor: denn
Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der
ig als die Königin P. H. bei Hoffesten an Sou=
ne vorstellten, welche damals Neapel besuchten;
fiel dieses den Palermitanischen Cavalieren, die
. kannten, und ihn in Neapel als ersten Kam=
nahler bei allen königlichen Festen gesehen hat=
nicht auf: hingegen die nie von ihrer Insel ge=
nen waren, begriffen es nicht, daß ein Mahler
Vice=König vorgestellt würde; noch weniger war
hnen begreiflich, daß der Vice=König den Künst=
ft bei Spazierfahrten in den Hafen und auf's
mitnahm. Don Ciccio Carelli, erster

h vor der Abreise des Königs
seyn. Er verließ daher sein kleines
mit dem gewöhnlichen Packetboot, il Tartaro
Wäre P. H. nicht noch mit Carditello und dess
blirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der
mit nach Wien genommen. Er wollte aber a
seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ
Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mel
mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen
fort, bis der Krieg nach Italien kam, und die
Tanten Ludwigs des XVI aus Rom nach
flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken
mußte sein Quartier im alten Palast zu Cas
men, so wie alle andern Cavaliere, denen Il
nung daselbst angewiesen war: die Prinzessi
ten ihn beziehen. P. H. wohnte noch ein Je
serta für sich, gab es aber auf, weil der Hof
tier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun s
Caserta gerufen, welches dem König am

und P. H. verlor viele Zeit dabei. Indeſſen
s noch ſo ziemlich. Der König kam dann und
aber viel ſeltner als ſonſt. P. H. ſah wohl,
s Ganze ſchief ging; aber er durfte ſich's nicht
laſſen: denn alle Wohlgeſinnten, die nicht in
n ſtimmten, den Haß und Partеygeiſt ange-
hatten, ſondern vernünftig und ohne Leiden-
rtheilten, waren augenblicklich in Verdacht,
Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefäng-
ſchmachten. P. H., um ſich zurückzuziehen,
n nur die großen Feſttage, wo es ſeine Stelle
rte, bei Hofe zu erſcheinen, oder wenn er geru-
rde, ſich zum König zu begeben, miethete ſich
in Caſinò ſul Vomero, welches die ſchönſte
t vom ganzen Meerbuſen hatte. Wenn er
önig gerufen wurde, war Anſtalt getroffen, daß
chricht davon in einer halben Stunde bei ihm
Er ſetzte ſich in den Wagen, und konnte in
eyten halben Stunde auf dem Palaſt des Kö-
yn. Alſo war er auf dem Lande und in der
zugleich, und brauchte den König nicht um
zu bitten.

ſich von den traurigen Ahnungen zu zer-
, die er von den bevorſtehenden Schickſalen
machte er in den heißen Monaten wahleri-
iſen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu
ſen Benedictinern, wo der General und viel
eine Freunde waren, ſo wie auch zu den C-
nſern a l'Incoronata. Und ſo brachte er

den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit mahlte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Baja fortsetzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Güter im Königreich, nach Cujazzo, Pie di Monte, Alisa, Sal Matteſe. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Capitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man 15 p. C. verlor. Doch würde er dieſes nicht geachtet haben, wäre es nur möglich geweſen, ſein Geld zu rückzuziehen, ohne öffentliches Aufſehen zu machen der Hof würde es ſogleich erfahren und Verdacht g ſchöpft haben. Alſo war Schweigen und Abwart das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Ka ſtrophe zubereitet, wovon Mylord Nelſon und Le Hamilton die Triebfedern waren. Jeder m ſein Silber hergeben. P. H. lieferte für 2400 S Silbergeſchirr ein. Löffel und Gabeln durfte behalten. Jenes aber wurde bei angedrohter Co tion verlangt. Man bekam Bankzettel, die in ßig Tagen 50 p. C. verloren. Der König zog baare Geld an ſich, und der unglückliche Krie an, von dem niemand ſich Gutes verſprechen k der einen Begriff von Krieg und von Armeen

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, w

Neapel in Händen von Menschen ohne Talent
Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht ge-
nen, war die Anarchie vollkommen, und jeder
iche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Hab und
ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden.
dieser Lage befand sich P. H. mit seinem Bruder
rg, welche beide in einem Flügel des Francavilli-
n Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war,
den beide Brüder hinter einer Jalousie am Fen-
um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße
aja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: Wir
sen den Francavillischen Palast plündern, denn
Königin hat viele schöne Sachen daselbst. Beide
ider nahmen Hut und Stock und jeder seine Scha-
mit Papieren und Kameen, und was sie sonst
ioses hatten, um sich durch den Garten zu ret-
zu dessen Genuß ihnen die Königin den Schlüs-
gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Casino
dem Vomero begeben. Mit einmal entstand ein
er gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, dessen
che die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicher-
e unterblieb die Plünderung. Indessen machten
o viel als möglich insgeheim Anstalten, die besten
hen einzupacken, welches nur mit vieler Schwie-
eit geschehen konnte, theils wegen der Lazaroni,
ls weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind wünscht worden, als die Franzosen in diesem A blick. Es herrschte die größte Anarchie, die m denken kann: jeden Augenblick Mord und Todt Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich ein gel erwarten. Drey Tage jedoch, nachdem die zosen in Neapel eingerückt waren, sah man di den Lazaroni in Lämmer verwandelt; man hat rer sieben an einem Tage erschossen. Jeder k nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand P. H. einen Zettel a ner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey mit nem Generalstab und vier Commissarien bei ihm nen solle. P. H. widersetzte sich heftig, und verl zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. antwortete, das Einquartierungsbillet von der nicipalität sollte des andern Tages erfolgen. In rückten 86 Jäger und Pferde in den Palast ein, so viel Stallung für sie da war. Die vier Co sars blieben die Nacht da, und schliefen gekleid Matratzen: denn P. H. hatte nur drey Betten, für sich, eins für einen Fremden, und das drit den Bedienten. Des Morgens wollten die Co sars alles versiegeln, welches mit guten und Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich siebzehn großer Gemählde von Seehäfen, die

önig gehörten, und unten im Studium von Georg
ackert ſtanden. Drey Seehäfen von gleicher Größe
aren bei P. H. in ſeinem Studium oben, die er
it Mühe und Weitläuftigkeiten rettete: denn er
wies endlich, daß der König ſie noch nicht bezahlt
be, und ſie bis jetzt noch des Künſtlers Eigenthum
ären. General Rey, der vom General Champio-
et zum Commandanten von Neapel ernannt war,
n an, logirte ſich in Philipps Quartier und be-
nte ſich ſeines Bettes, ſeiner Küchengeräthſchaften
d alles was da war. Der Generalſtab war unten
quartiert bei Georg Hackert, wo ſie in Betten
iefen, welche die Municipalität geben mußte.
in Studium wurde die Secretarie. Und ſo ge-
chte dasjenige, was ihnen ſo viel Glück und Ver-
igen gebracht hatte, den Theil eines königlichen
laſtes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbe-
mlichkeit, indem ſie als Privatleute gleichſam an
s Königs Stelle die neuen Gäſte bewirthen ſollten,
d ihre eigenen Sachen als königlich angeſehen wur-
n: denn das beſondere Verhältniß, worin ſie ſtanden,
r den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich
machen.

Rettung.

Den General Rey lud P. H. den erſten Tag,
eil ſein Koch noch nicht angekommen war, zum
ſſen ein, und durch höfliche und kräftige Behand-

lung, auch durch die Vorſtellung, daß ſi
Preußen ſeyen, wurde der General ihr Fre
wie P. H. im ſiebenjährigen Kriege ſein e
kommen als Künſtler Franzöſiſchen Offic
danken hatte, ſo dankte er nun Franzöſiſcher
len ſeine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipali
P. H. ſogleich 1200 Neapolitaniſche Ducate
bution bezahlen ſollte. Baar Geld war nich
den, alſo wendete er ſich an General Rey
Rath. Dieſer ſetzte ſich mit ihm in den W
brachte ihn zum General Champyonet, d
als einen berühmten Künſtler vorſtellte, da
ſehr gut aufgenommen ward; allein von de
bution war dießmal nicht die Rede; doch
nachher durch die erworbene Gunſt auf eine
Weiſe von derſelben befreit.

General Rey bezeigte ſich ſehr freundl
die beiden Brüder, und verlangte, daß ſie tä
ihm ſpeiſen ſollten; ja er verwies es ihnen
höflichſte Weiſe, wenn ſie einmal fehlten.
er auf manche andere Weiſe an den Tag,
er ſie ſchätze und beſchütze. Hierdurch wurd
in große Verlegenheit geſetzt: denn in ſeinen
war er überzeugt, daß die Republik nicht
könne, und daß der König bald wieder in d
ſeines Landes kommen würde. Viele Gen
ſuchten ihn nun in ſeinem neuen Hauſe, das
gen hatte, ſeitdem er den Francavilliſchen P

mußte. Sie zeigten ſich alle als Liebhaber der
, einige als Kenner. General Ney war ver-
ch und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages ſagte
„Daß Ihr kein guter Republicaner ſeyn könnt,
r ſehr begreiflich; denn ein Künſtler, der jähr-
000 Livres Penſion verliert, nebſt einer ſchönen
ung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann
glich ein Freund von der neuen Ordnung der
ſeyn; aber Ihr ſeyd ruhige Leute, und habt
weder ſonſt noch jetzt in Regierungsgeſchäfte ge-
. Wir ſchätzen Euch als Artiſten und reſpecti-
uch als Preußen. Und wie ich Euch ſeit einem
t kenne, habe ich den beſten Begriff von Euch.
ich rathe Euch, ja ich verlange auf's dringendſte
hr Neapel verlaßt und nach Paris gehet: denn
nn Euch vertrauen, daß man mir ſchon ange-
t hat, Euch als Royaliſten arretiren zu laſſen.
weg. Männer und Künſtler, wie Ihr ſeyd,
nnt in der ganzen Welt ruhig leben.“

Mißliche Lage.

ie beiden Brüder hatten ſchon längſt über ihre
achgedacht, ihre Verhältniſſe zur Municipali-
hl überlegt, und auch vorher ſchon vom General
etwas Aehnliches hören müſſen. Sie ſahen vor-
aus nach dem wahrſcheinlichen Abzug der Fran-
ie erwartete. Sie beſchloſſen daher ſich zu ent

fernen, und wenn auch nicht gerade nach Pa
hen, wenigſtens Livorno zu erreichen:
Großherzog Ferdinand war noch in Toscan
Tage darauf ſagte General Rey zu P. H.
gehet Ihr? Dieſer antwortete: mit dem er
ſe, das neutral iſt. Ein Däne liegt hier,
rantaine hält, mit dem will ich gehen. De
verſetzte: thut es ſo geſchwind als möglich,
habe meine Urſachen. Er rief ſogleich ſeinen
und gab jedem einen Paß, mit der Weiſu
ſtändig in der Taſche zu tragen, und die F
Cocarde auf dem Hut. Und ſo waren d
Brüder bei Hof in Palermo für Jacobin
ſchrien, und in Neapel wollte man ſie al
ſten einkerkern. In dieſem Falle befanden ſi
alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantaine des Dän
pitains zu Ende, und P. H. mußte bis Liv
300 Piaſter bezahlen für ſich, ſeinen Brud
zwanzig Kiſten und einen Engliſchen Wage
ral Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts
nen zugehörte, viſitirt werden ſollte. Der
General-Conſul, Chriſtian Heigelin,
mit auf dem Schiffe, Director Tiſchbei
dere mehr, in allem 43 Paſſagiere. B

ward das Schiff von einem Französischen Ca-
ht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war,
Datteln hatte, so wurde das Schiff genom-
. H. widersetzte sich mit Heftigkeit, zeigte
ranzösischen Paß und wurde als Preuße re-
Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia
a bringen. Heigelin und Schwarz, als
e, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerech-
y; also da die Caper das Schiff verlassen
handelten sie mit den beiden Kerls, die auf
iffe als Wache zurückgeblieben waren, und
nen vor: der Großherzog von Toscana habe
Land verlassen, und die Franzosen seyen
e desselben. Sie möchten das Schiff an-
) Bastia nach Livorno bringen lassen. Die-
200 Piaster, welche P. H. mit den beiden
ten bezahlte, weil sie die besten Güter auf
ff hatten.

Livorno.

Wind ward ungestüm und trieb das Schiff
vorno, und nach einer verdrießlichen Reise
zehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der
selbst an. Des Morgens früh wurde das
ie gewöhnlich besucht, und weil ein Caper
wesen war, 25 Tage Quarantaine declarirt,
ch im Hospital St. Jacob gehalten wurde,

P. H. ließ gleich seinen E[illegible]chen Wag
bringen, da es aber an die Kis[illegible] kam, wol
sie visitiren, ob auch Englische Waaren dari
Durch den Preußischen Agenten und den
Miolis aber wurde alles sogleich vermitt
die Kisten ohne Visitation verabfolgt. D
mann Schwarz hingegen und andere hatt
einen weitläuftigen Proceß, der erst lange he
Paris entschieden wurde.

General Miolis [illegible]ar durch General [illegible]
unterrichtet, daß [illegible] [illegible]eiden Gebrüder Hau
Paris gingen. Die [illegible]e war aber schwer a
ren, und man ließ die Entschuldigung gelt
das Meer voller Caper, und das Land voller
sey. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihren
platze und hielten sich stille, bis endlich die
chen Truppen einrückten.

F l o r e n z.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach
und richteten sich [illegible] Im Jahre 1803 kauf
sich eine Villa [illegible] Podere, welches so v
will, als zwey [illegible]uerfa[illegible]lien, welche das L
Herrschaft [illegible] [illegible]edingungen bauen.
Villa liegt a[illegible]n Piero di Carreggio nahe
Villa, wo Lore[illegible] il Magnifico [illegible]ohnt hatt
hatte seine [illegible] in Florenz, [illegible]nd lebte vi

nate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig mahlte, und sich dabei auch mit der Cultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4ten November 1805, noch nicht 50 Jahr alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben: denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte P. H. in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die eine entschiedene Weise ihres eigenen Glücks Schmiede sind. Sein angebornes Talent entwickelte sich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgesetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von jenen glücklichen Naturen, die bei einer großen Alleinherrschung jedermann dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe sich in Menschen zu schicken, ohne im mindesten biegsam zu seyn. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem sein eigentliches Metier ihn jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst seyn, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beschützer. Sein Aeußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich strack, ohne steif zu seyn, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas

lomatiſches finden können, welches in dem kalten
ligen der Hofleute beſteht, ohne das Submiſſe
dieſen zu haben, weil der Diplomate ſich immer
gegen die vornehmſten Perſonen, mit denen er
cht, eine gewiſſe Würde geben muß, indem er,
n er auch ihres Gleichen nicht iſt, doch ihres Glei=
vorzuſtellen hat. Wir dürfen hierbei nicht ver=
n, daß er ein Preuße von Geburt war, und ſei=
Theil von der Glorie des großen Königs ſich zu=
ete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge,
irfe, Thätigkeit und Ausdauer den beſten, die
aus dieſer Nation bekannt geworden; eine Ver=
hung, die, indem ſie den Begriff von ihm erleich=
ihm nur zur Ehre gereichen kann.

a ch t r å g e.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode ſeines verehrten
ndes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber
eich mit einem Packet biographiſcher Aufſätze,
he ihm der Verewigte in einer frühern und letz-
Verordnung zugedacht hatte. Sie ſind größten-
ls von Hackerts eigener Hand, und freilich war die
unehmende und dem Verſtorbenen zugeſagte Redac-
manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die An-
:h ſolcher Aufſätze beruht auf einem natürlichen, faſt
:r noch als die Rede ſelbſt loſen und ungezwungenen
)i, welcher ſich jedoch in einer Druckſchrift wunder-
ausnehmen, ja kaum lesbar ſeyn würde. Den
unden des Künſtlers und der Kunſt eine nicht
fallige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen,
hren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bear-
ung ſo wenig als möglich zu entziehen, war die
gabe, welche man zu löſen ſich angelegen ſeyn ließ;
man wünſcht, daß die Abſicht wenigſtens im
ızen möge gelungen ſeyn.

Dieſe durch unſere Redaction entſtandene Samm-
ı beſteht in drey Abtheilungen, wovon die erſte
n kurzen Abriß des Lebens- und Kunſtganges un-

sers Hackert bis in sein vierzigstes Jahr e[illegible] ält; d[illegible]
zweyte aus dem Reise-Journal eines [illegible] ders, d[illegible]
mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus ein[illegible]
Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdote[illegible]
besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkei[illegible]
des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen
Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen
daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß [illegible]
was weniger ausf[illegible] verfaßt wäre, so [illegible]
es wohl nicht ganz [illegible] cht. Doch hat ma[illegible]
Redaction dieser Hefte [illegible] er dort etwas [illegible]
noch hier etwas abneh[illegible] nnen, ohne den Chara[illegible]
ter derselben zu zer[illegible] n. Da man hier Nachrichte[illegible]
von einem bedeutenden Manne und zwar durch i[illegible]
selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner ei[illegible]
nen Art, womit er von sich spricht, etwas nachge[illegible]
Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr
than als nöthig war, um sie lesbar zu machen, da[illegible]
das meistens glückliche Leben unsers Freundes [illegible]
glatt und bequem vor den Augen des Beschauers
fließen möge.

Was das Reise-Journal betrifft, so kann[illegible]
Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth[illegible]
solches zu übersetzen und abzudrucken. Sicilien
in der zweyten Hälfte des vergangenen Jahrhu[illegible]
gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt [illegible]
ist so vielfach durchreis't und beschrieben worde[illegible]
man sich kaum nach e[illegible] ehermaligen, besonde[illegible]
einer älteren Rei[illegible] ng s[illegible]hnen möcht[illegible]

emerkung jedoch, daß man eher müde wird selbst zu
iſen, als Reiſebeſchreibungen zu leſen, ſchien auf
ne bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich beſitzen
ir einen verſtändigen einſichtigen Swinburne,
nen edlen und männlichen Riedeſel, einen heitern
itunter etwas übereilten Lebemann Brydone,
nen geſchäftigen, aber nicht immer zuverläſſigen
orch, einen treuen und guten, aber etwas weit-
weiſigen Bartels, einen ernſten und gefaßten
Münter, einen unterrichteten und blühenden
Stolberg, einen wiſſenſchaftlichen, obgleich nicht
nug begründeten Spallanzani, den durch ſein
upferwerk alles gleichſam abſchließenden Houel, ja
ch ſo manche andere, daß man alſo gar wohl dieſen
night hätte entbehren können, um ſo mehr als
einige ſeiner Vorgänger unmittelbar vor Augen ge-
ibt zu haben ſcheint. Aber ein jeder, der in der
erne ein Land ſtudiren will, er habe es früher
in ſelbſt geſehen oder nicht, wird immer ſo viel
eugen aufſuchen als er nur kann, deren Menge
dieſem Fall nur intereſſanter iſt, weil ſowohl die
rſchiedenen Zeiten, in welchen ſie beobachtet, als die
rſchiedenen Standpuncte, woraus ſie die Gegen-
inde angeſehen, dem Betrachtenden und Urtheilen-
n ſehr zu Statten kommen. Reiſebeſchreibungen
is verſchiedenen Jahren ſind gleichſam als Chroni-
n ſolcher Gegenſtände anzuſehen; die eigentlichen
igenblicklichen Zuſtände werden aufgefaßt und feſtge-
ilten, indeſſen ſich in der Wirklichkeit manches ver

ändert und ſich nach wenigen Jahren [illegible] ſcheinungen dem Beobachter darbieten. [illegible] den Zeiten Knights Meſſina noch [illegible] der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich ſchwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anſtatt nach der Eruption von 1787, [illegible] ausbrach, das Erklimmen deſſelben beinahe unmöglich ward. Von Schlüſſen, die aus ſolchen Vergleichungen können gezogen werden, gibt uns Spallanzani ein intereſſantes Beiſpiel, indem er zuſammenſtellt was ſeine Vorgänger von der innern Beſchaffenheit des Aetneiſchen Kraters gebildet hatten. Und wer von denen, die ſich mit [illegible] Erdbeſchreibung ernſtlich beſchäftigten, hat nicht [illegible] oder weniger auf gleiche Weiſe verfahren? Die [illegible] kanntſchaft, die wir in dieſer Gelegenheit mit ſo bedeutenden Männern machen, iſt faſt eben ſo viel werth, als die Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden ſelbſt: denn wo zeichnet ſich die Nationen und die Individuen derſelben mehr aus als auf Reiſen? Jeder bringt eine gewiſſe einheimiſche Urtheilsweiſe mit; jeder hat einen gewiſſen Maßſtab des Guten, Würdigen, Wünſchenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reiſenden an ſich tragen, ſpricht ſich. Hackert mit ſeinen beiden Engliſchen Freunden ſcheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, einen beſtimmten Zweck losarbeitend. Die Haltung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit, den Menſchen darin erhält, die Haupt

allem, was wirksam und förderlich ist, besonders
Staatssache, so wie im Oekonomischen, Mercanti-
len, Technischen, erscheint an diesen wenigen
innern theils in der Reisebeschreibung, theils in
Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Reli-
n des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen
st, einen König, welche Redlichkeit und Thätig-
zu schätzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche
solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knight's
n alles was Faulheit und Tagedieberey begünstigt,
ht überall hervor, und so scheint er völlig jenen
jen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebe-
eibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten
lebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch
chsam gefordert wird, in dem Leben eines Land-
ftsmahlers auch einmal die Landschaft selbst zu se-
; welches eigentlich nur durch einen Dritten ge-
et werden kann, der, indessen der Künstler zeich-
die wörtliche und schriftliche Schilderung der Ge-
) übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind
rn Knight vorzüglich gelungen. So sind es
t auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach
eben, überschlagen könnte.

Uebrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen,
nders in der Griechischen Literatur, bekannt, und
fasser eines bedeutenden Werks, welches den Ti-
führt: An analytical Essay on the Greek Alpha-
by Richard Payne Knight. London

1791. Auch war er Liebhaber der Kunſt: denn Dor
ton-Caſtel in Shropſhire, ſein Geburtsort, enth
viele Gegenſtände der Sculptur und Mahlerey,
er auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte. Durch
Verſehen heißt er in dem Hackert'ſchen Manuſcr
mit Vornamen Henry, der alſo nach dem eben an
führten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit von Hacke
zweytem Reiſegefährten, Herrn Gore, umſtändlich
Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5 December 1729 zu Horkotow in Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngste von drey Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handelschaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeitlang als Director der Englischen Factorey in Hamburg angestellt, und gerade in der Epoche, als die Englischen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Orford hielten, er darüber verdrießlich sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire be-

gab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte, und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster Schule erzogen, und, weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comptoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirath mit diesem Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweyte sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zu seines Vaters Tode, und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnortes zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schifffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hamtshire die angenehme Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und

Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, alles lieferte, was er nur zum Studium und Ausübung seines Lieblingsgewerbes nöthig hatte. Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, m er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Mo- n erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke ge- nt, ein Kutter, wegen seiner zierlichen Gestalt der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore e die Ehre in diesem Schiffe die Brüder Ihro jestät, die Herzoge von York, Gloceſter und Cum- and, von Southampton auf Spithead, Ports- ith, die Insel Whight und sonst umher zu führen. öhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größ- Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte Küste von England befuhr, auch die Küsten von nkreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre chte, und auf diese Weise die Kenntniß des Schiff- s und des Seewesens sich eigen machte, wodurch e Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. hatte beständig zwey Matrosen im Dienste, und d selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt die hohe See nahm er alsdann mehrere Mann- t.

Erst in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt diese e Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so rst angenehm war; doch der schlimme Gesund- zustand seiner Gattin, und die Meinung der zte, daß die Luft von Southampton ihrer Gene-

ſung entgegenſtehe, bewogen ihn um ihrentw
nen mildern Himmelsſtrich zu ſuchen, und ſe
milie zu einem Winteraufenthalt nach Liſſabon
ſetzen. Aber die Geſundheit ſeiner Gattin wi
durch ſo wenig gefördert, daß er das nächſte Je
England zurückzukehren im Begriff ſtand, als
muthet ein alter Bekannter ankam, Capitän T
ſon, der den Levant, eine Fregatte von 32 K
commandirte, und auf ſeinem Wege in das
ländiſche Meer in Liſſabon anſprach. Her
konnte dem freundlichen Erbieten des Capitäi
widerſtehen, der ihn und ſeine Familie nach
zu bringen verſprach; und weil dieſer geſchickt
mann den Auftrag hatte, den verſchiedenen Ca
Garniſonen Geld zu bringen, ſo fand Herr C
erwünſchte Gelegenheit Gibraltar und Port
auf der Inſel Minorca zu ſehen, an welchem
Platz der Capitän ſich beinahe drey Wochen

Sie trennten ſich in Livorno; nachdem He
ſich faſt ein Jahr in Florenz aufgehalten, u
jüngſte Tochter dem Lord Cowper, der daſ
ſäſſig war, verlobt hatte, zog er mit ſeiner
nach Rom und Neapel, und kehrte nach einig
der Vermählung ſeiner Tochter wegen nach
zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in P
miethet hatte, wo er ſich denn meiſtens bis zu
1778 aufhielt.

Während dieſer Zeit machte er vertraute B

schaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschaftsmahler. Sie brachten zwey Sommer zusammen auf Tastel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur studirten und zeichneten; welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannichfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Hackerts Hause zu, wo sich einige Deutsche Künstler, ingleichen Englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen stunden, und jeder wählte sich ein Vorbild aus Hackerts schönen Studien nach der Natur, indessen ein Italiänischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichen Italiänischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beschlossen, nnd die Träume dieser kleinen Societät sollen oft besonders mahlerisch gewesen seyn.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Gesellschaft seiner Freunde, Hackert und Knight, die Reise nach Sicilien, woran er sich zeitlebens so gern erinnerte. Nach drey Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Hackert mit einer

Gesellschaft junger Engländer und Russen die B
meischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe
Jahre und kehrte nach England zurück, indem er
dem Wege Frankreich, die Niederlande und Hol
besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich
mals gegen zwey Jahre auf; als aber im Jahr
die Gesundheit seiner Gattin von neuem zu s
anfing, so brachte er sie nochmals auf's feste Land
kehrte unmittelbar von Spaa nach England
zurück, um seine ste in Ordnung zu br
indem er sich vorgenon n hatte, sich durchau
Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes
glück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesen
starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22 August
an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Kr
heit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen
mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf
ordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam in's
terland gebracht. Herr Gore hatte jene trau
Nachricht zu Shobdencourt in Shropshire vernom
da er am Podagra in m Hause seines Freun
Lord Batemann darni verlag, der mit seiner
lichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und
müths-Bedrängnissen den liebenswürdigsten Beis
leistete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrt
zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Mon
im Haag auf, wo er sich vo den bisher
unbetretenen Theil von Deut nd zu besuchen.

en im October 1787 nach Weimar und setzten
ise nach Dresden und Berlin fort, und wur-
etzt durch die zuvorkommende Güte und Freund-
der Weimarischen Herrschaften bewogen, sich
re 1791 in Weimar niederzulassen.

Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist
ie bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche
tadt in den letzten Jahren genossen. Seine
ichkeit machte stets einen wohlthätigen Ein-
Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich
ederman; selbst noch im Alter machte seine
, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen
ck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es nie-
n Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt
esen, ja man kann sagen keinen Augenblick des
mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht
Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in
and bequem und behaglich zu leben, und dabei
ithig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende
h zu seyn. Sein durchaus gleichförmiges Be-
machte seine Gesellschaft sicher und angenehm,
bst wenn er am Podagra litt, war er noch hei-
ittheilend und unterhaltend. Sein früheres
uf der See, an den Küsten, in schönen und
nden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt,
üchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich
spectzeichnung ergeben, und war hauptsächlich
mit Hackert innig verbunden. Um desto ge-
en der Richtigkeit solcher Abbildungen zu seyn,

hatte er die Camera obscura a[illegible] wendet, de[illegible]
gel ihm zwar nicht verborgen [illegible]m, deren e[illegible]
doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu
wußte. Er setzte dergleichen Uebungen im[illegible]
welches ihm um so leichter ward, als er
Krause, einem sehr geschickten und in die[illegible]
fertigen Künstler, den besten Gehülfen f[illegible]
machte mit demselben verschiedene Reisen, [illegible]
nur der zu der Belagerung von Mainz und
den Boromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr a[illegible]
Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, wom[illegible]
früheren Zeichnungen zusammenstellte, ord[illegible]
arbeitete, durch Nachzeichnungen aus Rei[illegible]
bungen ergänzte und in große Bände zusamm[illegible]
ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche F[illegible]
Aussichten. Lissabon, Gibraltar, Minorca,
sten des Mittelmeers, Sicilien, Italien, [illegible]
ter verschiedenen Gesichtspuncten glücklich [illegible]
und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers [illegible]
Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüg[illegible]
trefflich gezeichnete Schiffe aus: denn ind[illegible]
Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau a[illegible]
so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht,
Scheine nach bekannt, sondern er verstand [illegible]
men, so wie die ganze Technik, wodurch s[illegible]
werden, auf's genaueste. Wie ein tüchtiger
zeichner, der mit der Anatomie wohl vertra[illegible]
Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren

des Schiffs im rechten Verhältniß, weil
ebrauch und die Wirkung, die ſie hervor-
lten, ſehr genau kannte; wie er denn auch
or ſeinem Ende mit der Geſellſchaft zu Ver-
des Schiffbaues in London, deren Mitglied
beſtändigem Verhältniß blieb und ihr ſeine
igen mittheilte, die er über dieſen Gegen-
er fortſetzte. Als Beweis ſeiner unverän-
Neigung zu dieſen Gegenſtänden kann man
daß er nicht vier und zwanzig Stunden
Ende, welches den 22 Januar 1807 er-
ier Tochter den Wunſch ausdrückte, daß ſie
Ableben ein Legat der Societät der Ma-
ndon hinterlaſſen möge. Eben ſo verord-
ſeinem Teſtamente, daß von den alten Ma-
elche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke,
tten, der eine, welcher noch am Leben war,
on regelmäßig bis an ſein Ende erhalten
ches denn auch durch ſeine treffliche Tochter
ſt erfüllt worden.

Sammlung, die in den letzten Jahren ſeine
ude gemacht hatte, ward nach einer kurz
Tode ausgeſprochenen Verordnung Ihro
s von Weimar Durchlaucht zum Andenken

Es ſind dieſe ſchönen Bände auf die Bi-
edergelegt, und werden daſelbſt aufbewahrt.
morbüſte des Herrn Gore wird daſelbſt auch
ken an ſeine Perſönlichkeit erhalten. Sei-
reſten geſtattete man den Vorzug, in der

Hofkirche niedergesetzt zu werden, [illegible] neben sei
ältern Tochter Elise Gore, [illegible] der würdig
Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater voran
gangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst
vollständiges Monument zu setzen, war seiner jüng
Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beschreibung
der
sechs Gemählde,
die zwey Treffen bei Tschesme vorst[illegible]

S. oben Seite 126—138.

Erstes Gemählde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 6 Juli zu nöthigen.

Die Türkische Flotte war in einem Halbcirkel
rechten Ufer des festen Landes bei Tschesme gesch
Das Türkische Schiff mit der großen roth und
nen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem gr
Mast commandirte der Capitän Bascha; das
mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem
ßen Mast war des Contre-Admirals; das Schiff
der großen rothen Flagge auf dem Fockmast befeh
der zweyte Contre-Admiral; alle andern Türki
Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf
Lande hinter der Flotte stehen die [illegible] tr[illegible]

nd Mann ſtark, die Landung der Ruſſen zu
ern, und die Schifftruppen im Nothfalle ab=
Hievon ſieht man nur einen Theil auf dem
indem Lager und Zelte durch die Schiffe und
ach bedeckt ſind; ſo wie man auch von mehre=
leeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum
ort der Mannſchaft, nur einige vorgeſtellt ſieht.
Ober=General der kaiſerlichen Flotte, Graf
, hatte beſchloſſen die Feinde bei geringem
der ihn jedoch begünſtigte, anzugreifen, und
m 11 Uhr mit drey Diviſionen vor. Die erſte
1 von drey Schiffen, die Europa, St. Eſtafi
:i Swetitele befehligt der Admiral Spiri=
deſſen große Flagge auf dem Mittelmaſt des
Schiffes St. Eſtafi, worauf er ſich befand, zu
Dieſe ganze Diviſion hat blaue Windfahnen.
ſte Schiff, Europa, wendet ſich, indem es auf
nd ſeine Ladung abfeuert, welcher ſchon die
e Flotte eine Zeit lang beſchoſſen hatte. Die
Diviſion, gleichfalls von drey Schiffen, St.
ius, Tri Erarcha und Raſtislaw, rückt in
or und wird von dem Ober=General, dem
Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri
ſich befindet, auf deſſen großem Maſt man
e Kaiſerflagge ſieht. Auf dem Fockmaſt iſt die
othe Flagge als Zeichen des Angriffs. Dieſe
Diviſion hat weiße Windfahnen. Die dritte
1 beſteht aus drey Schiffen, Netron Menja,
law und Saratow, unter den Befehlen des

Admirals Elphinston, der sich auf d Schiff Swetoslaw befand. Es hat die Contre [illegible] Flagge auf dem Besanmast. Die ganze Divis[illegible] t rothe Windfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die sich bei der zweyten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

Zweytes Gemählde.

Treffen von Tschesme den 5 Juli 1770.

Das Schiff St. Estasi, welches das Schiff des Türkischen Contre-Admirals genommen hatte, war von dem großen brennenden Mast desselben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die Türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Sieges zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Russen, die sich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine Russische Schaluppe, die eine Menge Russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgefordert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmast des Admiralschiffes Tri Erarcha. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen, und schlägt sich unaufhörlich mit Kleingewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Rasti hält an der Windseite, um sich mit Vortheil zu wenden. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden Türkischen Schiffe

t zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter rtdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige anuarius fahren fort zu manövriren, indem sie die indlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division es Contre-Admirals Elphinston ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des ürkischen Contre-Admirals, das durch den St. Estafi nommen war, entzündete sich. Die Türkische Mannhaft, um sich zu retten, stürzte sich in's Meer; einige tunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erste Türkische ontre-Admiral hat sein Ankertau gekappt, seine laggen gesenkt, und entfernt sich, um nicht durch geichtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes der Nähe macht Anstalten dasselbe zu thun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dielbe Gefahr und das beständige Feuer der Russischen lotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue nd beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemählde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesme.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit esenkten Flaggen. Das Schiff Tri Erarcha, worauf ich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maste unter der Kai-

erflagge aufgesteckt war. Das Schiff se[illegible]er und
der Rastislaw ist noch im Gefecht mit [illegible]einden.
indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Scha-
luppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des
aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück, und
nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt
eine kleine Insel vor, wo sich ein Türkischer Posten
befindet, der den Russischen Schaluppen durch ein an-
haltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten dem-
selben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Tür-
ken von der Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes
retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemählde.

Nächtlicher Angriff vom 7 Jun 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Ne
Menja und Saratow, zwey Fregatten, Africa,
degda, und eine Bombarde machen die Escadre
die den Feind angreifen sollte. Sie war
Contre-Admiral Greigh befehligt, der au
Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem
des großen Mastes sieht man die Cornette
auf dem Flaggen-Maste drey angezündete
Laternen, welche das Zeichen zum Angriff fü
den Angriff zu maskiren, scheint die übri
sich segelfertig zu machen. Die vier Brand
vor Anker und erwarten das Signal zum
Die Bombarde wirft beständig Bomben.
gatte Nadegda nähert sich der Türkischen B

3 Kanonen, ungeachtet ihres beſtändigen Feuers. Die Fregatte Africa nähert ſich von der andern Sei:, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die Türkiſchen Schiffe, alle or Anker in dem Hafen von Tſchesme, fangen, in= m ſie die Annäherung der Ruſſiſchen Escadre be= erken, zu kanoniren an.

Fünftes Gemählde.

Verbrennung der Türkiſchen Flotte im Hafen von Tſchesme.

Die drey Schiffe, Europa, Raſtislaw und Ne= von Menja, liegen vor Anker am Eingang des Ha= ns, nahe bei der feindlichen Flotte, welche ſie im= erwährend beſchießen. Der Saratow bleibt zurück, m im Nothfall eines dieſer Schiffe zu erſetzen. Die regatte Nadegda feuert auf die Batterie von 22 Ka= onen; Africa fährt fort die Errichtung der zweyten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert un= ufhörlich.

Da der Wind ſich völlig gelegt hatte, ſendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um e im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die ndern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier hon abgeſendeten Brander haben die Türkiſche Flotte i Brand geſteckt, wovon ein Theil ſchon durch die lühenden Kugeln der drey Schiffe entzündet geweſen. Man hat die beiden Effecte eines Schiffes, welches uffliegt, vorgeſtellt. Der erſte iſt der, wo man die

Feuersäule sieht, die sich in [illegible] l, wie
gefähr drey Minuten dauert, [illegible] n, wie
man auf dem zweyten Effect sieht, in das [illegible] e Feuer
mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauch-
säule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet, und
auch ungefähr noch drey Minuten dauert. Man hat
für gut befunden, zwey Schiffe vorzustellen, deren
eines drey Minuten nach dem andern aufgeflogen
wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen
Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß
die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil
der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt
haben.

Sechstes Gemählde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8 [illegible]
1770.

Die Escadre der drey Schiffe, die beiden Fre[illegible]
ten und die Bombarde kehren bei Anbruch des T[illegible]
von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zu[illegible]
und bringen ihre Prisen mit, nämlich das Schiff
dus mit gesenkter Flagge unter der Russischen; fe[illegible]
vier Galeeren, den einzigen Ueberbleibseln der
tischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem
dem Schiff Tri Erarcha nähert, grüßt den
fehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Verde
sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen
und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackerts Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke,

von

Herrn Hofrath Meyer.

Hackerts Verdienst als Landschaftsmahler und das Eigenthümliche seiner Werke klar auseinander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospectmahlerey hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen höchstachtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmahlerey seit dem 17ten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drey großen Künstler Claude Lorrain, Caspar

Dughet und Salvator Rosa; allein es nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunsttheil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunct erreicht: denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmahlerey nicht wohl abgeläugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zum künstlich mahlerischen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospectmahlerey, deren Ursprung bei den bildnißliebenden Engländern zu suchen seyn dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruhm erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer Prospecte sehr vielen Beifall. Während der siebziger Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie aus den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich den Ruf des ersten Landschaftsmahlers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospectmahlerey die höchste Vollkommenheit, indem es ihm scheint, den realistischen Forderungen, ohne Nachtheil für die wahre Kunst, besser zu leisten, als in seinen Bildern geschieht

ıendlicher Treue und Wahrheit ſtellt er uns die Ge=
nden von Rom, Tivoli, Neapel u. ſ. w. vor Au=
n; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom gering=
n Detail, und doch iſt alles ohne ängſtliche kleinliche
ühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit
rgetragen. Ueber dieſes nimmt man bei Hackert
ne beſtändige Thätigkeit des guten Geſchmacks oder
nn man will des Schönheitsſinnes wahr. Freilich
ıd ſeine Gemählde nicht alle, hinſichtlich auf den
nhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht
aren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man
ird ſchwerlich ein Beiſpiel finden, daß er den Stand=
ınct ungünſtig gewählt, oder den darzuſtellenden
egenſtänden eine ſolche Lage und Beleuchtung gege=
n, daß der mahleriſche Effect weſentlich dadurch ge=
hrdet würde. Doch um eine deutliche Ueberſicht
n Hackerts Künſtlerverdienſt zu gewinnen, iſt es
othwendig, eine nähere Prüfung anzuſtellen, in wel=
em Maße er den verſchiedenen Eigenſchaften Genüge
iſtete, die von dem Kunſtwerk überhaupt gefordert
erden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem
reiſe landſchaftlicher Proſpectmahlerey, und ſo ma=
en die Werke unſeres Künſtlers auf dieſes höchſte
erdienſt keinen Anſpruch. Auch iſt aus den weni=
n, frei erfundenen Landſchäften, die er verfertigt
t, abzunehmen, daß er ſich wohl ſchwerlich mit
lück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Proſpectmahler

nicht frei überlaſſen, und in ſofern [illegible] dienſt von dieſer Seite nur ein b[illegible] aber, wie ihm vorhin ſchon zugeſtanden worden, ſeinen guten Geſchmack in der Wahl der Gegenſtände bewieſen, ſo daß nur in ſeltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenſtand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut aufeinander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieſer Theil der Kunſt keineswegs fremde geweſen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landſchafts- und zumahl in der Perſpectmahlerey aus einem doppelten Geſichtspuncte betrachtet werden. Erſtlich, in wiefern der Mahler die Geſtalt und Proportion der nachzubildenden Gegenſtände richtig auf ſeine Leinewand überzutragen verſteht; und hierin iſt Philipp Hackert der allervollkommenſte Meiſter geweſen. Zweytens, in wiefern ſeine Zeichnung durch Umriſſe und Umriſſe den Charakter der verſchiedenen, in einem Gemählde befindlichen Gegenſtände anzudeuten weiß; und auch hierin ſteht unſer Künſtler keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach. Seine Lüfte ſind leicht, der Baumſchlag mannichfaltig; der Künſtler drückt die verſchiedenen Arten der Blätter ſo wie den Stämmen ſehr wohl aus. An den Felſen iſt oft ſelbſt die Steine angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes ſind mit Kunſt, Beſtimmtheit und Sorgfalt dargeſtellt. Beſonders aber pflegte Hackert ſeine ganze Kunſt an nicht ſehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen die verſchiedenen Partien noch deutlich unterſchei

icht iſt das Detail hiebei oft größer als es dem
riſchen Effect des Ganzen zuträglich iſt; dagegen
ber auch die Wahrheit und Treue der Darſtel-
nichts weiter zu wünſchen übrig.

ie Kunſtrichter haben Hackerts früheren Gemähl-
Mangel an Uebereinſtimmung des Colorits
rfen wollen; zuletzt aber wurde er beſchuldigt,
t bunt mahle. Jener erſte Tadel iſt halb unge-
weil er nur aus der Vergleichung der Hackert-
Gemählde mit den Meiſterſtücken der älteren
a Künſtler entſpringt. Unter Hackerts Zeitver-
:en haben wenige harmoniſcher, vielleicht keiner
ger gemahlt als er. Daß hingegen manche ſei-
ätteren Arbeiten etwas bunt ſeyen, läßt ſich nicht
abläugnen. Doch hiezu, wie zu einigen harten
:n, ſcheint er, indem er nach der Natur mahlte,
das an ſich löbliche Bemühen, dieſelbe recht treu
nahmen, verleitet worden zu ſeyn. Denn die
:e erſchöpfte ſich ſchon an den Fernungen, und
edachten bewundernswürdig wahrhaft und mit
größten Detail ausgeführten näheren Bergen,
aß für manche Partien des Vordergrundes keine
chenden Farbenmittel mehr in des Künſtlers
lt waren, und er ſich zu Uebertreibungen genö-
ſah. Hackerts Colorit iſt deßwegen, zumal wenn
endſchein ausdrücken wollte, nur in einzelnen
:n vortrefflich; aber in dieſen einzelnen Theilen
virklich unübertreffbar. In Gemählden, wo er
ufgabe zu löſen hatte, Morgenbeleuchtung dar-

zuſtellen, findet ſich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten iſt mehr kunſtgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich den milden Ton und Farbenſchmelz im Ganzen als die Haupteigenſchaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meiſter nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt ſich unſer Künſtler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl ſieht, dieſen wichtigen Theil der Kunſt vorzüglich ſtudirt zu haben. Vielleicht hat ihn ſein reales Streben nach Darſtellung des Wirklichen abgehalten, ſich die Vortheile einer künſtlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch ſey, Hackerts Gemählde geben zwar, in Hinſicht auf Licht und Schatten, zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit: doch haben ſie auch eben ſo wenig von dieſer Seite Anſpruch auf vorzügliches Verdienſt.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meiſtens richtig hintereinander zurück; wo indeſſen von den obgelobten näheren Gebirgen ſich welche finden, ſo wollen dieſe wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu ſehr herantreten, und ſcheinen alsdann den Künſtler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verſchiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenſchaften ſind bereits berührt worden; es iſt alſo nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinſel mit unumſchränkter Meiſterſchaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er

arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Oelgemählde, sondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern, wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seyen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet: der vernachläßigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackerts Gemählde sind, wie es für Prospecte schicklich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt, und als Staffage betrachtet können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl, als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospectmahlerey habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieses Fach erforderlichen Talente im

hohen Grade beſeſſen; hingegen in denjenigen, welche der freien poetiſchen Landſchaftsmahlerey vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und ſo bleibt nun noch zu unterſuchen übrig, ob von ſeinen Nachfolgern jetzt ſchon einer in dem genannten Fach mehr geleiſtet, oder in wiefern zu erwarten ſtehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der oberen Stelle verdrängen werde. Den erſten Theil der Frage hat die Erfahrung ſelbſt ſchon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landſchaftsmahler (mit ihrer Gunſt ſey es geſagt!) Ausſichten nach der Natur im Ganzen ſo vortrefflich darzuſtellen vermag, als wir ſolches in Hackerts Bildern wirklich geleiſtet ſehen. Ueber den zweyten Theil kann man zwar nicht entſcheidend ſprechen: denn die Gränzen des Möglichen ſind nicht wohl zu beſtimmen; abſehen aber läßt es ſich allerdings nicht, wie es jemand gelingen ſollte, gegebene landſchaftliche Gegenſtände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte ſich einer mit noch ſtrengerer Gewiſſenhaftigkeit an's Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, ſo würden ſeine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten geſchmackloſen Naturalismus ſchwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was ſchon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Zuſetzen und Weglaſſen, ſo wie durch willkürlichere Anordnung

ewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst
ehr Genüge leisteten; wollte er durch künstlichen
Gebrauch von Licht und Schatten größeren mahleri-
hen Effect hervorbringen, durch weise Mäßigung der
arben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten;
würde er schon in das Gebiet der höheren, freien,
ichterischen Landschaftsmahlerey übergehen; er würde
n besserer Künstler als Hackert seyn, aber diesem
och seinen Rang als ersten Mahler des bedingten
aches der Prospecte nicht streitig machen können.

Ueber Landschaftsmahlerey.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Phi-
pp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war
nd immerfort in einem klaren Bewußtseyn lebte,
Betrachtungen über die Kunst im Allgemeinen, beson-
ers aber über die Art, wie er solche behandelt, wie
e in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, wäh-
end einer so thätigen und langen Lebenszeit öfters
ngestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-prakti-
hen Bemerkungen durch die Sulzersche Theorie, auf
ie er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert,
nd fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er
gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er
atte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um
ch, und theilte denselben gern seine Ueberzeugungen

mit. Da es ſich ihm nun ſo gut zuhörte, u
man ſich leicht durch einen ſo trefflichen Mei
zeugt fand; ſo wünſchte man natürlich dieſe
ren Lehren auch auf's Papier fixirt zu ſehen,
ihm dieſen Wunſch öfters zu erkennen. Er
daher bewegen wiederholte Verſuche zu ſolchen
ſchen Aufſätzen zu machen; allein es wollte
gelingen, ſeine ſo wohlgefaßten Gedanken n
gewiſſen Methode darzuſtellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, w
dieſer Bemühung zeugen, und ihr Inhalt
und würdig genug aufbewahrt zu werden.
kann dieſes nur in Geſtalt von Fragmenten g
die wir denn auch ſo unſern Leſern mittheile

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund,
Sie hiermit meine Gedanken über die Lan
mahlerey. Gewöhnlich glaubt man, es ſe
leichtes, Landſchaften zu zeichnen und zu mah
dieſem Irrthum ſtehen die meiſten Liebhaber,
Künſtler, denen es an Einſicht und Kenntn
Einige Maſſen mit einem gewiſſen Effect zu
geſtellt, können unſerer Einbildungskraft
Landſchaft erſcheinen, die aber ſehr unvollkom
So findet man ſogar verſchiedene Steine,
ſcherzende Natur Städte, Häuſer, Thürme,
oft Bäume vorgeſtellt hat. Im Lumachell=

sieht man allerlei Figuren, besonders Köpfe, sowohl Carricaturen als schöne Gesichter. Dieß hängt aber mehr von unserer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufälligen Naturerscheinungen sind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Mahler ähnlich.

Viele mißrathene Historienmahler legten sich auf das Landschaftsmahlen, weil sie es für leicht hielten; ja sie glaubten sich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmahlerey nicht in ihrem ganzen Umfange studirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist, wie zu allen andern Künsten. Jetzt da ich 60 Jahr alt bin, fange ich erst an wahr zu sehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem sechzehn en Jahre an sie belauschet und mit Eifer und Fleß studirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmahlerey überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erfor

derlich, alle nöthigen Studien zu [illegible] so mannichfaltig sind, daß man sich kaum [illegible] viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder mahlen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmahler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Cultur, aber keine mahlerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Ernten verschafft, an Oel, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem Italiänischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man z. B. Toscana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur aus solchem Gesichtspunct betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mit schön genannt werden, so sind sie doch nur für [illegible] Landschafter selten brauchbar, außer in der Ferne, in mittleren Planen, da können sie gut und die [illegible] seyn, selten aber nahe, und im Vorgrunde ganz gar nicht: die Natur ist zu sehr gekümmert, [illegible] mahlerisch. Je weniger die Gegenden cultivirt [illegible]e mahlerischer sind sie. An Vorgründen ist bei [illegible] genden nicht zu denken, die sich äußerst selten

Nach meiner Meinung muß der Landſchafter Figuren gezeichnet haben, damit er ſeine Landſchaften affiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu mahlen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematiſchen Wiſſenſchaften belehrt ſey, daß er Architektur, Optik und Perſpective könne; beſonders muß er auch ein gutes perſpectiviſches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künſtler ſelbſt, preiſen ſehr die Camera obſcura, und rathen an, daß man viel darin zeichnen ſoll. Nach meiner Meinung kann ſich ein Liebhaber wohl damit amüſiren; der Künſtler aber muß ſie nie brauchen, weil ſie ihm nachtheilig iſt, aus Urſache, weil ſie nicht richtig ſeyn kann. Außer dem Focus ſind alle Linien, die bekannt, krumm; alles zieht ſich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die ſie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er ſich eine kleine Manier an, und weil die Lichtſtrahlen durch verſchiedene Gläſer gebrochen werden, bis ſie auf's Papier fallen, ſo ſieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den ſchönen Silberton, der mit dem Luftton ſo ſchön in der Natur herrſcht. Hier iſt alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewiſſen Rauchton, den viele Künſtler Speckton nennen, und den man ſich in der Folge ſchwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt iſt es in der Kunſt ſchwierig das Angewohnte abzulegen, beſonders wenn man ſich einmal falſche Maximen in den Kopf geſetzt hat. Ich nenne

das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel
mer und schwerer, als auf dem rechten Wege vo
zu gehen.

Nach meiner Meinung und Uebung finde i
man weit mehr hervorbringt, wenn man voll
in der Größe, wie man das Bild machen wi
Contour nach der Natur mit bloßem Auge z
ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Per
wohl gelernt, so wird es leicht werden, die
richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich
Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigk
die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in
kleinen Raum nur Unordnung machen und un
darzustellen sind. Er muß vieles weglassen, i
wahre Illusion des Gegenstandes hervorzu
und so gewöhnt [illegible] sein Auge nicht allein [illegible]
großen Styl, [illegible] n [illegible]uch nach und nach an [illegible]
berton der Natur, u[illegible] je mehr er zeichnet und
je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen un
ahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu rathen,
Italiänische Aussichten sogleich zu zeichnen u
mahlen, wo man öfters von einem Hügel oder
in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das
entdeckt, oder die [illegible]t entfernten Apenninen
habe den Aetna 120 [illegible]iglien vom Meer aus g
Man muß mit kleinen Entfernungen, die seh
lich prononcirt sind, anf[illegible] die Plane
Flüsse, Seen, Wälder, n[illegible]r ide bebauten

ch abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand
und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack
fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgege-
erden, oder die man selbst wählt, nachzuahmen
ht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahr-
er Natur zu alteriren.

a die Gegenstände so mannichfaltig in der Na-
nd, so muß der Künstler viele Zeit anwenden,
ennen zu lernen und zu zeichnen. Das Stu-
der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach
Princip theile ich im Allgemeinen alle Bäume
aupt in drey Classen ein, so wie ich sie selbst ra-
ınd herausgegeben habe. Nach diesen muß der
Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen ler-
ıill, seine Hand üben. Das erste ist der Casta-
aum. Kann er dessen geschwankige Blätter und
en zeichnen und gruppiren, so ist es ihm her-
eicht, den Nußbaum, die Esche und alle Bäume,
ıngliche Blätter haben, zu zeichnen: denn er
seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger
der übrige Charakter des Baums besteht in sei-
Stamm, im Schwung der Aeste und in der
des Ganzen, wie auch im Colorit. Hernach
ıt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat.
er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man
bt, so ist ihm leicht alle Arten von Eichen, Dor-
Weinreben u. s. w., genug alles was zackige
:er hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die
:l, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses

genugsam geübt, so kann er die L nde, die U
alles was runde Blätter hat, vorbringen
er, wie schon gesagt, auf das Eigenthüm
Stamms und auf die Natur der Aeste Acht h
diese Weise wird der Künstler die Mannich
der Bäume und Sträucher, die in die Tausend
leicht nachbilden. Es ist dem Landschaften
nug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen,
muß schon bloß im Contour, welche Art das
es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschma
um das Schönste jeder Art in der Natur zu
Niemals muß er eine verstümmelte Natur
men; sogar wenn er kranke und sterbende Na
ahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden
und sowohl bei nachgeahmten als componirt
men muß alles schön und lachend, freundlich
lich seyn.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes
er über den untern dicken Stamm sich in ei
von zwey Zweigen bildet. Dieses mit se
geschwungenen und variirten Aesten bildet
auch einen schönen Baum für den Landschaft
Wenn der Künstler vieles nach der Natur g
hat, so wird er sich solche schöne Natur mer
ihm auch bei der mangelhaften aushilft; er
diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst
und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd s
alles in der Mahlerey sinnlich ist, so ist nichts
unsern Ideen möglich, als was uns die Nat

iger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich
ie Ideen neu glauben, so sind sie doch aus
n Gegenständen entstanden. Wir finden sie
, weil unser Gedächtniß bei der großen Man-
gkeit der Eindrücke sich nicht mehr erinnert,
sie her haben. Je mehr nun der Künstler
ächtniß hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt
so mannichfaltigen Gegenständen, die er
lbst gezeichnet, oder auch nur gesehen hat.
wohl zu wünschen, daß der Künstler alles
en könnte, was er Gutes und Neues in der
indet; allein das Leben ist zu kurz; kaum
die Natur etwas kennen gelernt und ihre
elauscht, so sind die Jahre da, daß man da-
den muß, und die Kunst aufhört.
n des Künstlers Hand einigermaßen geübt
er in allen Wendungen und auf alle Weise
ter und Partien der Bäume hinschreiben
muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich
mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten:
dem Copiren lernt er zwar den Mechanis-
Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn
atur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang
Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deut-
tien haben, und mache sie so gut nach als er
Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse
och nicht abschrecken. Wo er die Partien
indet, ahme er sie mit Richtigkeit und Ge-
nach; wenn sie im Schatten undeutlich und

in Maſſe ſind, behandle er auf gleiche
ſuche die Art, wie man [illegible] igkeit und
die Natur nachahmt. Nach und nach kömm
hin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freier
thun verſteht, und ſeine Werke werden gefäll

Hat er eine Zeit lang ſo fortgefahren, ſ
es, große, ſchöne Bäume zu zeichnen, und be
die ſchöne Natur ſo viel nur möglich iſt.
ſeinen Standpunct wenigſtens zweymal ſo
Baume nehmen, als dieſer hoch iſt. Erlaub
Terrain, ſo iſt es beſſer drey- oder viermal ſo
fernt zu ſeyn: denn ſein Auge kann das Ganz
und er ſieht Einzelnes genug, um alle Fer
tig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei Einer
Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lan
es iſt nöthig, ſich in den verſchiedenen Arten
ſonſt geſchieht es leicht, daß der Künſtler in
Sorte zeichnet, die ihm geläufig iſt, und e
nach ſchwer wird ſich an andere zu wagen,
nicht geläufig ſind. Auf dieſe Weiſe kommt
und nach dahin, alle Arten von Bäumen ſ
kenntlich nachzuahmen und den wahren Ba
zu lernen, aus dem der Charakter eines Ba
ſichtlich iſt.

Ich habe in meinem Leben immer viel von
ſchlag ſprechen und auch geſchickte Künſtler
hören, daß nämlich einer und der andre ei
trefflichen Baumſchlag habe. Es iſt hier

allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumschlag sehr gut seyn, er war aber immer derselbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanicus den Baum sogleich erkenne, so wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe sehr zu einem ernstlichen Studium der Bäume: denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewissen Grad zu bringen. Da ein junger Künstler feurig und ungeduldig ist, so will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieses läßt sich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er seinen Baum gezeichnet hat, so suche er sich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der sich paßt, und mache ein Paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts gefällt mehr, sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemählden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brillirt.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich. Die vulcanischen haben einen ganz besondern Charakter

sowohl in der Form, [illegible] Farbe. Er ferner Steine, Felse[illegible], [illegible] er von verse Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen B die ihm zu sein[illegible] vrgrund dienen. Herm er an das Ga[illegible] wähle sich im Anfang e gend, die n[illegible] zu reich an Gegenständen i seine Linie des Horizonts nach seinem Sin darauf zeichne er die großen Linien und Obje er seine Plane und die übrigen Objecte im richtig zusammen hat. Alsdann fange er a Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die viel nigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erla zustellen, muß er weglassen, aber so unvermu die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfer wo Gruppen Häuser zusammenstehen, ist man nöthigt viele wegzulassen und nur die Hauptsa wählen, weil es sonst zu klein würde und de ler kein Instrument hat, so kleine Objects z len. Es gehört freilich eine gewisse Uebun Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtig Undeutliche, was in der Ferunng herrsche, z nen, indem man nicht zu deutlich werden, u alles Nöthige darstellen soll. Bei'm Mahlen ses leichter als bei'm Zeichnen, wovon ich an Orte sprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künstler nich seinen Standpunct wohl gewählt habe, wo jecte mit einander in ein[illegible]m Bezug stehe dabei angenehme Grup[illegible]im Detail machen;

auch dabei die Natur wohl belauschen, in welchem Licht sie den besten Effect macht, es sey früh Morgens oder etwas später, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke gerathen, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß seyn wie sie wollen, es kommt endlich auf den Punct, den es sich vorgesetzt hat.

Als das beste Mittel hiebei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen; so daß wir des andern

Tags, nach Ruhe [illegible], das We[illegible]
neuem Muthe wieder a[illegible] wir endli[illegible]
ersten Schwierigkeiten überwunden haben, und
und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alle[illegible]
uns die Natur darbietet, mit Kunst und Ge[illegible]
ohne Anstand nachzeichnen zu können, und da[illegible]
eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlg[illegible]
ten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Composition der Landschaften ist ham[illegible]
lich dahin zu sehen, daß alles grandios sey, w[illegible]
ches Nicolaus und Caspar Poussin, Ca[illegible]
und Dominichino geleistet haben. Diese [illegible]
formirten einen großen und einnehmenden [illegible]
man findet nichts Kleinliches in ihrer Compo[illegible]
Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind
große Linien. Die Bäume bestehen mehrentheil[illegible]
großen Massen; d[illegible] haben sie auch öfters [illegible]
Bäume gemahlt. [illegible]ung man muß die Wahrh[illegible]
Natur nicht im Detail suchen. Doch kann m[illegible]
diesen Meistern ausst[illegible]n, daß ihr Baumschlag [illegible]
derselbe sey, und ein [illegible]um sich selten vom ande[illegible]
terscheide. Ingle[illegible] wäre zu wünschen, das
lorit [illegible] seyn; es ist nicht der [illegible]
Natur: die [illegible] sind zu blau und zu har[illegible]
Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftp[illegible]
tive, und die Vorgründe und andere Plane zu s[illegible]
grün; Felsen und an[illegible]es Erdreich zu gelb, oh[illegible]
riirte Töne, und das Ganze [illegible]art werden.
kann einwenden, daß die Terra [illegible]e, die sie [illegible]

farben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit sey, weil sie in Oel, durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caspar Poussin nie harmonisch gewesen seyn kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Bretern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemahlt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorhersah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach 25 Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Styls aus der schönen Italiänischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend, durch die großen und mannichfaltigen Linien, auch da wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspective vorgestellt ist, wie z. B. an der großen Landschaft von Caspar im Palast Colonna, wo Abraham seinen Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel mehr tur gezeichnet und noch mehr gemahlt hat, sich in vielen Fällen des Poussinischen Styls. Composition ist angenehm, die Gruppirung schiedenen Bäume reizend, und man sieht daß sein Gefühl für die schöne Natur empfand fein gewesen, ob man wohl dabei könnte, Perspective fehlerhaft ist, und man öfters daß bei so vielen Schönheiten die Linien richtiger wären.

Was sein Colorit betrifft, so ist meiner nach keiner dahin gekommen, es so vollkommen machen. Sein Dunst in verschiedenen sowohl in der Fernung als der Luft, ist lich. Man findet den sanften Nebel des und die Ausdünstungen des Abends nicht der fernsten Entfernung, sondern alle Grade auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur und ohne das Detail zu alteriren. deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehme Empfindung. Seine Bäume im Vordergrund geachtet der schönen Gruppirung, sind öfters öfters hat auch die Terra verde sie schwarz deutlich gemacht, so daß es nur eine Masse ist, und man keine Partien im Baum, dessen Silhouette sehen kann. Wo er Alten brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom

nergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, er aber, wenn er nicht gut studirt wird, leicht schwer ussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Poussin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussin's Figuren sind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffirt hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude agte selbst: die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein. Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe eben so schön als Fernungen und Mittelgründe geworden seyn. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschafter geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beis[piele] anführen, man die Beschaffenheit der Landschaftsmahle ich in Rom war, lernen kann. Die jungen [Leu]sen, sowohl die Pensionärs der Französischen A als andere, trugen in Octav oder Duodez Büchlein in der Tasche, und zeichneten mit S oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber a nierirt. Ich sah Zeichnungen von mehreren lern, und alle schienen sie mir, als wären sie v Hand. Der Maltheſische Ambassadeur, B. Breteuil, hatte von allen Künstlern, die in Rom waren, Zeichnungen oder Gemählde, er sie mir eines Morgens mit vielem Pom so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, w es sey, wenn ich den Namen nicht fand. E derte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wä gab mir einige höfliche Verweise, daß ich d baren Sachen nicht genugsam schätzte, und i mir nur durch die Antwort aus der Sache zu daß ich die alten Gemählde zwar gut verstün noch zu neu in Rom wäre, um die Schönhei neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel i dien sah, die ich und mein Bruder Johann gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht so viel Mühe zu geben. Er habe auch die S begangen, aber seine Studien hülfen ihm je Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt,

in allen seinen Gemählden, daß sie manierirt
ungeachtet dieser Künstler wahre Verdienste im
t hat. Seine Eruption des Vesuv und seine
dscheine, besonders die aus seiner guten Zeit,
m Effect vortrefflich; hingegen was er nach der
ir macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspec-
noch die wahren Formen der Natur versteht.
)ie Engländer in Rom hatten einen andern Tik.
studirten nichts nach der Natur. Delaine imi-
die schwarzen Gemählde von Caspar Poussin, und
te die seinen noch schwärzer. Forrester that
fähr das Gleiche: zeichnete etwas nach der Natur,
:lend, ohne Grundsätze. Unsre Damen, die Liebha-
nen im Landschaftszeichnen sind, machen es bes-
Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete
:inien nach der Natur, oder ließ sie sich von
o Lusieri oder andern zeichnen, und mahlte
klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges
ienst hatte. Weil das nun hinter einer großen
'e von braunen und schwarzen Bäumen stand,
)ien es auf den ersten Blick, als ob es etwas
. Dieses nannten die Engländer den Claude-
Styl. Ich kann nicht läugnen, daß ich Rei-
:inen, der mich zu diesen Künstlern geführt hat-
meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch
ich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches
besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle
man gestehen, daß die Engländer auch ihre mit-
ißigen Künstler zu der Zeit sehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen gibt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemähldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es gibt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andere Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt sehr viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist; und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell schöne. Oefters hat derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren sieht, erregt gemeiniglich den Wunsch darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit sich selbst überlassen seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen Stellen Figuren gemahlt, so macht sie nicht mehr den Effect, sondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochsen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil sie

beleben; und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergängen zu unserm Vergnügen bei. Wünschen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den schönen Ideen, und man wünscht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt, oder ein Paar Hirten, sitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Diese weil sie unschuldig sind, und bloß in der Absicht das Vieh zu hüten auf der Stelle sitzen, verhindern uns nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine unschuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben, und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemählde vorgestellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Licenza, Vaucluse, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im schrecklichen Styl ist es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und schrecklich sey, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen,

wie in der Landſchaft des Nicolaus Pouſſin, wo die Perſon bei der Quelle von der großen Waſſerſchlange umwunden wird.

Ueber Oelmahlerey.

Zu der Zeit als die Kunſt mit Oelfarben zu mahlen nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künſtler ſelbſt nach, ſtudirte ſeine Oele und ſeine Farben, und ließ ſie ſich zu Hauſe reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, ſo iſt die Kunſt in Anſehung der Dauer der Farben ſehr zurückgekommen, weil wenig Mahler ſelbſt darauf nachgedacht haben, und andere an dieſem Haupterforderniß zu ſparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachläſſig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügeriſcher Habſucht verfälſcht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Mahler nicht wiſſen konnten, z. B. daß die Terra verde in Oel mit der Zeit ſchwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß vermiſcht, durch's Weiß zerfreſſen wird; daß alle Farbe, worin ſich Vitriol oder Kupfer gemiſcht findet, ſchwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Unterſuchung alter wohlerhaltener Gemählde habe ich vieles gelernt; beſonders aus angefangenen und halbfertigen Bil-

ter Meister habe ich bei genauer Untersuchung
esehen. Ich will mich hier in keine besondere
ibung, wie die alten Meister ihr Mahlen be-
einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es
, und was ich am beständigsten und dauer-
gefunden habe. Von meinem Vater habe
s gelernt, der es von unsern Voreltern über-
rhielt, welche sämmtlich Mahler waren. Das
habe ich nach meiner eignen Art und Nach-
zugesetzt.

alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit
Ocker oder andern leichten Erdfarben schlecht
et waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein
riol, der sich öfters in diesen Farben befand,
er schwarz machte, sondern auch, daß die Luft,
Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen
o daß sie durch die Leinwand durchstreichen
daß die Luft, sag' ich, die Farben schwarz ge-
atte. Ich sah ein schönes Bild von Salva-
sa in Rom, welches auf solche schlecht gegrün-
nwand gemahlt war. Man hatte die Lein-
f den Blendrahmen rings herum und auch in
te, wo das Querholz des Rahmens sich be-
geleimt. Hier war die Farbe gut stehen ge-
und sah sehr schön aus; hingegen zu beiden
des Querholzes bis an den Blendrahmen war
warz geworden, daß ich es kaum erkennen
Wie schön aber das Bild gewesen, sah man
der Mitte an einem breiten Strich, wo wie

gesagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern; wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können. —

Leider bricht hier der Aufsatz ab, und ist wahrscheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen seyn, Hackerts technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Mahlen als im Restauriren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788, welche auch in's Deutsche durch den Galerie-Inspector Riedel in Dresden 1801 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben Seite 259 ff. erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackerts Brief
an den Herausgeber.

Datirt vom 4 März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4 November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren; indeß bin ich gesund, und mit einem kleinen Husten und

Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich mahle und studire fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk: Winckelmann und sein Jahrhundert, habe ich gelesen, welches mir unser Prediger, Schultheßius in Livorno, geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteylichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind; ich würde es gleich abgeändert haben; deßwegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit mahlt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich Anfangs thun, so würde es dem Gemählde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich: denn ungeach-

und Farben u. ſ. w., ſo iſt es doch der Natur d
Sache gemäß, daß ein Oelgemählde ſich auf der Ob
fläche ein wenig verändert, und nach und nach
kleine Patina bekommt, und doch den Silberton
hält, wenn er in die Gemählde wirklich gemahlt
Claude's Landſchaften ſind weſentliche Beweiſe
von.

Dietrichs Landſchaften, wie ſie neu waren, ſch
nen grell, jetzt ſind ſie ſehr harmoniſch, einige zu gel
Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals
Niederländiſchen Gemählden herrſcht, iſt öfters de
Künſtler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohle
rauch, der in der Luft herrſcht, zuzuſchreiben, und d
ſich, wenn das Gemählde friſch iſt, ſo in die Farb
verſaugt, daß es keine Möglichkeit iſt, ihn heraus
zubringen. Dieſes geſchieht leicht im Winter u
ehe Firniß auf dem Bilde iſt; denn alsdann drin
die Bieſter Luft in die Poren der Farben leicht ei
Mein Bruder, der ſelige Johann, hatte in Lond
im Winter eine Landſchaft gemahlt, die ich nach ſ
nem Tode kommen ließ, wo die Bieſter Luft ſo ei
gedrungen war, daß ſie auch Andres, der geſchick
Bilderputzer, nicht heraus bringen konnte. Es hat
den Speckton wie viele Niederländer. Die er
Italien gemahlt hat, haben den Silberton behalte

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (I
hoffe, daß Sie meiner nicht ſpotten werden, daß
in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen wil

Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Styl Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Pouſſin, Caracci, Dominichino u. ſ. w. haben einen großen Styl; allein die Objecte ſind auch öfters ſo unwahr, als wären ſie aus einer andern Welt. Dieſe Convention, wie bekannt, iſt einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, ſo iſt es nicht allein unwahr, ſondern hart. Man entſchuldigt dieſe reſpectablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu mahlen ihre Gemählde ſchwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Pouſſins Waſſerfarben-Gemählde im Palaſt Colonna, und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palaſt Borgheſe beweiſen, daß Pouſſin nie harmoniſch in der Farbe geweſen iſt. Seine Luft iſt immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrünen monotonen Bäume, die allzugelben Felſen und Wege, wo der bloße Ocker herrſcht, können nie übereinſtimmend geweſen ſeyn. Dieſe Waſſerfarben-Gemählde haben ſich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde ſind hingegen ſeine Oelgemählde eher harmoniſch geworden. Francesco di Bologna iſt in ſeinen Waſſerfarben harmoniſcher. Seine Bäume haben denſelben Fehler, daß ſie dunkelgrün und monoton ſind. Boguet hat in Piſtoja einen Saal gemahlt, und des Pouſſins gelbe Felſen und kohlſchwarze Bäume ſo imitirt, daß einem Angſt und bange wird, wenn man es anſieht. Es iſt mir unbegreiflich, wie ein Mann

wie Boguet, der wirklich so viele Geschicklichkeit h
und ernsthafte gute Studien im Portefeuille beſi
solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche in's We
richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verschi
ten Styl, den Silberton der schönen Natur, die m
lichten Dünste, die schönen Formen der Bäume, oh
den Charakter zu vernachlässigen, kurz alles möglic
Idealschöne, was die Natur einer Landschaft darb
tet, in einem Gemählde darzustellen, was den Ei
druck einer vollkommenen Landschaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu falle
und die großen Meister zu bestehlen, oder schwach na
zuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht,
habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewäh
die wirklich schon den Stempel des großen Styls
sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschöne
so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität beh
ten werden, und man darin die Wahrheit der Nat
verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es n
darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebh
bern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher
der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewese
ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens
treu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um sein
Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft
zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei
erzählen u. s. w. Gibt es für diesen neuen St
nicht im allgemeinen Liebhaber, so wird es doch ein

Kunſtkenner geben, die mir, wenn es wirklich
Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Künſtlern w
freilich gefallen, die ſind aber die nicht, die da
können. Herr Fabre, der ſeit der Baſſevill
Geſchichte aus Rom hierher geflüchtet iſt, muß a
ſehr geſchickter Mann gerühmt werden. Er
mit Geſchmack und hat ein ſehr gutes brillante
lorit. Er mahlt auch dann und wann Landſc
mit kleinen hiſtoriſchen Figuren, im Pouſſin
Styl, welche beſſer ſeyn würden, wenn er den P
weniger nachahmte. Er traf, als er mich beſ
mich bei meiner neuen Unternehmung, welch
ſehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich
Idee entdecken wollte.

Benvenuti iſt jetzt hier Director der
mie. Demarez iſt hier; er componirt vortre
ob er gleich kein Schüler von David iſt.
Farbe iſt ſchwer, compact, ſein Pinſel nicht
nehm. Seine Compoſitionen, beſonders in k
Gemählden, ſind ausnehmend ſchön; die Sujet
immer grauſam, Mord und Todtſchlag. Nod
ich keinen, der die Simplicität und Schönheit d
ten hat. Gauffier und ſeine in häuslicher
mählden ſo geſchickte Frau ſtarben vor einigen
ren, eins gleich nach dem andern, an der Sch
ſucht. Gauffier war auf dem Gipfel ſeiner
und hatte ſich ſein Lebelang gequält, ihn zu erre
da er genießen ſollte, ſo ſtarb er. —

Hinterlaſſenes.

Nach Hackerts Ableben ſind ſeine ſämmtlichen Beſitzungen an die in Berlin ſich befindenden Erben gekommen; darunter zuerſt mehrere Gemählde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Abſicht dieſe Kunſtwerke auszuſpielen, und wird deßhalb zu ſeiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht ertheilen, weßwegen wir auch eine beſchreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunſthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verſpricht. Wahrſcheinlich wird er zunächſt ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunſt noch mehr zu intereſſiren. Dieſe Arbeiten ſind um ſo mehr zu empfehlen, als ſie einen großen Theil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunſtfreunde darſtellen und einen Begriff geben, wie er ſich in der von ihm ſo hoch gehobenen Proſpectmahlerey benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geſchnittener Steine hinterlaſſen, wovon wir nur der wenigen wirklich antike namentlich und umſtändlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, ti geſchnitten. Der Stein iſt von der erſten Reini und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Voll menſten was man in Steinſchneidekunſt ſehen k unter dem Halſe ſteht ΑΓΛΘΑΓΓΕΛΟΥ. ?

vergleiche Geschichte der Kunst des Alterthums von Joh. Winckelmann, Wiener Ausgabe S. 552 u. 778; wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori Vol. I. p. 25—33, wo zugleich Taf. V. eine ganz leidliche Abbildung in Kupfer gestochen beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antike goldne Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulysses, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein, mehr in's Hellgelbe schimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze ist mit einem Kranze umgeben. Am Halse ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Hercules, mit einem Kranz um die Haare, und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Ansehen; die Arbeit vortrefflich. Oberwärts ist ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschädigt.

1) Fragment einer Camee. Der Charakter ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halse. Das Weiße hat das Ansehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Nase hin sitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

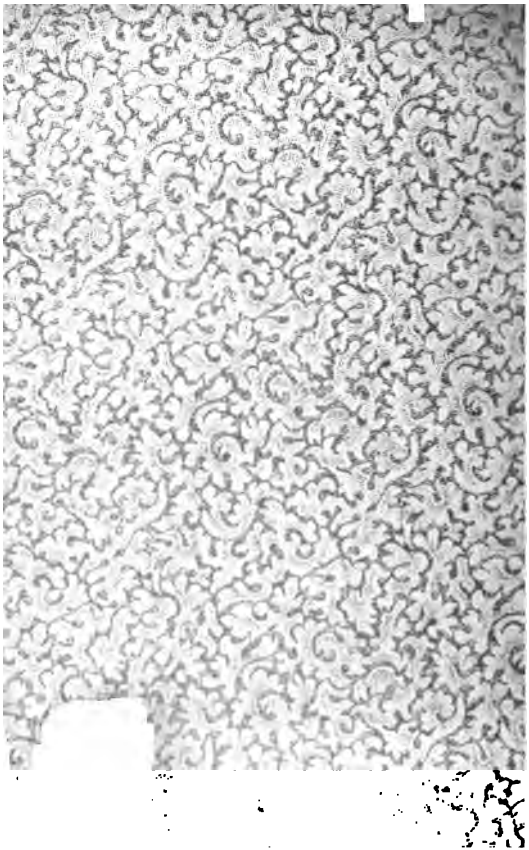
5) Jupiter auf seinem Thron mit niedriger Lehne sitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgestreckten Linken die Victoria, welche in der

Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgestreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte geistreiche Arbeit.

Diese Steine würden sämmtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine sind von mehreren bekannten Künstlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Inspruck; von Johann und Ludwig Pichler, seinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachsen; von Alessandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Fossombrone; Johannes Wedder; Petrarino; Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Constanzi; Camillo Piastrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarricelli; Ludovico Siries aus Florenz; Therese Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaspare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend seyn muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlassen.



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01483 5238
A 732,297